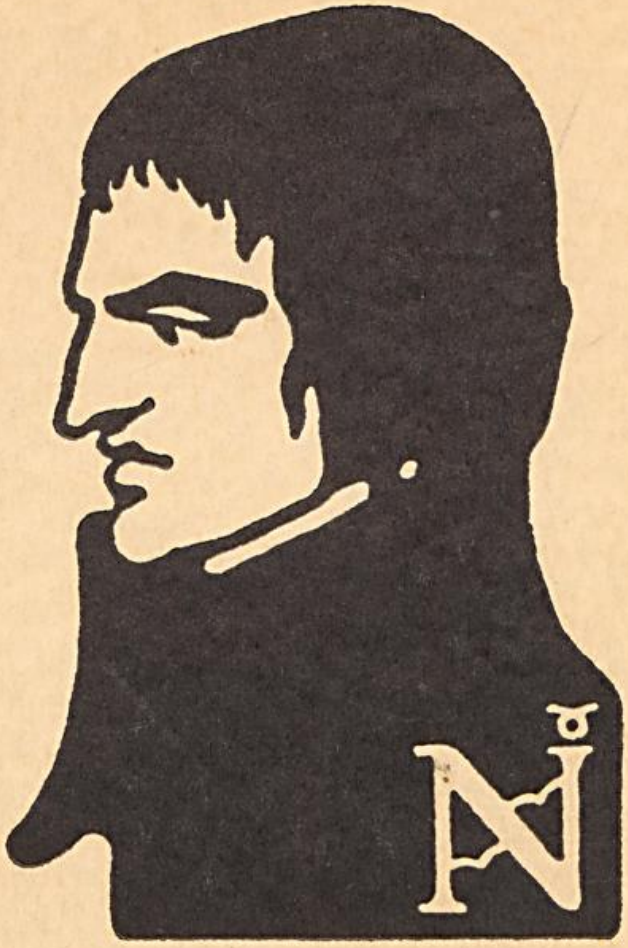
Alfred Bergmann: Quellen des Grabbeschen „Napoleon"



ALFRED BERGMANN

Quellen

es Grabbeschen „Napoleon"

WG
43

L 1086
2. Ex.

Quellen

des Grabbeschen „Napoleon"

von

ALFRED BERGMANN

00400517

Detmold 1969

L 1086
2. Ex.
2XWg 143



SH 1970/41
2 Ex. HBZ

Dieses Buch ist im Auftrag der Grabbe-Gesellschaft vom Merkur-Druck Tölle & Co. OHG in Detmold 1969 hergestellt und wird den Mitgliedern als 18. Jahresgabe für 1969 überreicht.
Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

VORBEMERKUNG

Die Herren Oberstudiendirektor Dr. Werner Broer und Staatsarchivdirektor i. R. Dr. Erich Kittel in Detmold haben die Freundlichkeit gehabt, das Manuskript zu prüfen. Ihre kritischen Äußerungen haben den Anlaß dazu gegeben, da und dort Rotstift oder Feile anzusetzen.

Bei der Korrektur haben Frau Rose Hellfaier und Herr Oberstudienrat Dipl.-Handelslehrer Herbert Rösch, ebenfalls in Detmold, willkommene Hilfe geleistet.

Mit einer Auskunft schloß der Office de Documentation (Société des Amis de la Bibliothèque Nationale) in Paris eine Lücke im Kommentar.

Die Ausgabe eines solchen Werkes war nur möglich durch die Zuwendungen, die uns seitens des Kultusministers von Nordrhein-Westfalen, des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe, Münster, und des Landesverbandes Lippe gewährt wurden.

Der Dank für solche Förderung sei an dieser Stelle wiederholt.

Das „Bildnis des Napoleon" auf dem Umschlag ist ein Werk John Hoexters, entnommen der Zeitschrift „Die Aktion", 2. Jahrgang, Herausgeber Franz Pfemfert, Nr. 38 vom 18. September 1912.

Die Werke Grabbes werden nach der Göttinger Akademie-Ausgabe zitiert, seine Briefe nach der von Spiridion Wukadinović besorgten des Bongschen Verlags. Die römischen Zahlen bedeuten den Band, die arabischen entweder die Seite oder, wenn durch ein Komma getrennt, Seite und Zeile.

Alfred Bergmann

I.

Grabbe war ein Kind des Napoleonischen Zeitalters. Es waren Jahre einer wilden, leidenschaftlichen Bewegtheit, erfüllt von großartigen Begebenheiten. Kriege wurden begonnen und Friedenstraktate abgeschlossen, Schlachten geschlagen, gewonnen oder verloren, Armeen aus der Erde gestampft, um auf den Gefilden Europas oder in den Wüsten Afrikas und Asiens zu verbluten oder durch Hunger, Kälte oder Seuchen zugrunde zu gehen, Reiche wurden gegründet und wieder ausgelöscht, Herrscher ein- und abgesetzt, ganze Völkerschaften dem einen oder anderen zugeschanzt, und dies alles nach dem Willen e i n e s Mannes, dessen beherrschende Leidenschaft die Ehrbegierde und dessen Lebenselement der Krieg war, eines Korsen, dessen Aufstieg vom armen Artillerieleutnant über den Staatsstreich des achtzehnten Brumaire und das Konsulat auf den Kaiserthron der Franzosen die Mitlebenden in atemloser, beklemmender Spannung gehalten hatte, bis sein Geschick sich erfüllen und er sein Leben als machtloser Gefangener auf einer abgelegenen Insel beschließen mußte. Daneben zeigte sich dem Beobachter dieser Epoche eine Fülle seltsamer, ja abenteuerlicher Schicksale und hervorragender Persönlichkeiten, die, zum Teil dem Dunkel einer niederen Herkunft entstammend, tapfer und tatendurstig, hart und bedenkenlos, Ehre und Ansehen erworben und an dem Ruhme teilgenommen hatten, der von der Persönlichkeit des Feldherrn und Kaisers ausstrahlte.

Auf den Sturm aber folgte die Windstille, auf den endgültigen Sieg über Napoleon die Restauration. Das war etwa zu der Zeit, da die Jünglingsjahre Grabbes zu Ende gingen. Dessen Natur aber bedurfte der Spannungen, und so litt er unter dieser „flauen Friedenszeit", wie es scheint, sogar physisch. „Die jetzige Zeit" — so schreibt er unterm 12. Januar 1831 an Wolfgang Menzel — „wirkt trefflich auf mich ein. Es ist juristisch erweislich, daß an demselben Morgen, als ich die lieben Ordonnanzen des zehnten Karl las und ihre Folgen für Frankreich ahnte, mir die Gicht aus den Füßen fuhr." (VI, 14.) So lebte er mit den Erinnerungen an die „große Weltzeit", deren Eindrücke ihm zum unverlierbaren Besitze geworden waren, er datierte Briefe nach ihren Schlachten und berauschte sich an deren Bildern: „Heute" — so

heißt es im Briefe an Kettembeil vom 2. Dezember 1827 — „ist Napoleons Krönungstag, und der Tag von Austerlitz. Mich umwehen seine Donner, obgleich es auch einmal Zeit wäre, über die Napoleons-Manie zu schreiben und darzutun, wie die Schufte Deutschlands, welche bei seinem Leben ihn zu verachten strebten, ihn jetzt am meisten preisen. Das kommt daher: wer auf dem Berge steht, sieht seine Größe wegen der Nähe nicht; in der Ferne erst wird er erhaben." (V, 306.) Und der Brief an den Buchhändler Schreiner vom 21. Mai 1835 beginnt:

„Heut muß ich mich ein bißchen ausschütten. Es ist einer der größten Tage, welche Deutschland erlebt hat. 1809, 21. Mai, war der zweite, siegreiche Tag von Aspern, Napoleon zum ersten Male in offenem Feld mit seinem auserlesensten Heer vom Erzherzog [Karl] geschlagen. Lannes oder Montebello spürte mit 2 abgeschossenen Beinen auch, daß das Geschick sich wenden könne.

Es ergreift mich furchtbar . . .

Aspern! Diese Kürassierangriffe, diese Morderei auf den Kirchhöfen, diese schwellende, vorbeidonnernde Donau – Was Ungeheures!

In Gedanken an diesen Riesenkampf hab' ich auch der Vorrede zum Gothland das Datum vom 21. Mai gegeben." (VI, 141.)

Nach dem Abschlusse der ersten Schaffensperiode folgte Grabbe seinem Berufe zum Geschichtsdramatiker, als welchen er sich schon einmal mit „Marius und Sulla" versucht hatte. Die ihn befruchtenden Themen aber konnte er nur in den „großen Nothwendigkeits- und Weltverhältnissen" (IV, 200) mit ihren Ideen- und ihren Machtkämpfen finden. Die Gegenwart vermochte ihm nichts dergleichen zu bieten, und die Napoleonische Epoche lag ihm wohl noch nicht so ferne, als daß es ihm möglich gewesen wäre, den gehörigen Abstand zu gewinnen. So wich er in das deutsche Mittelalter aus und faßte den Plan, die Geschichte der hohenstaufischen Kaiser in acht Tragödien zu gestalten. Noch aber war das Manuskript der zweiten, „Kaiser Heinrichs des Sechsten", nicht in den Händen des Verlegers, da nennt Grabbe einen ganz anderen Gegenstand, der ihn beschäftigt: „Napoleon oder die 100 Tage". Es ist der vom 2. August 1829 datierte Brief an Friedrich Steinmann, durch den wir zum ersten Male von dieser Absicht erfahren. Grabbe hatte, wie er meint, die Zeit „gerochen". (VI, 18.) Sowie er geahnt hatte, daß durch die Ereignisse, die sich im folgenden Jahre in Frankreich zutragen sollten, die politischen Verhältnisse wieder in Bewegung geraten würden und aus dem Gegensatze der Ideen vielleicht sogar ein neuer Krieg entbrennen könne, sagte er sich, und zwar endgültig, von dem Hohenstaufen-Zyklus los und wandte sich der Gegenwart zu. Sein neues Werk sollte „reell" werden,

d. h. wirklichkeitsnahe, und damit in die Zeit greifen, d. h. nicht abseits der nun aufkommenden politischen Auseinandersetzungen sich halten, vielmehr von dem ihnen zugrunde liegenden Gegensatze der Ideen angerührt sein und, wo möglich, einen Beitrag dazu liefern.

Daß Grabbe Napoleon Bonaparte zum Helden seines Werkes bestimmte, kann nicht überraschen. War dessen Persönlichkeit doch das Idol seiner Jugend gewesen und hatte auf seinen inneren Werdegang wie auf die Wahl eines Lebensplanes den entscheidendsten Einfluß gehabt. Auch jetzt machten ihn die Liebe zu seinem Vaterlande und das Wissen darum, was dieses von dem Eroberer hatte erdulden müssen, nicht blind für die Genialität dieses Mannes der Tat, und auch der despotische Zug im Wesen des Kaisers konnte ihn nicht abschrecken, war vielleicht im Gegenteil geeignet, seine Bewunderung zu erhöhen. Bekannte er doch in jenen Jahren, er liebe Despotie eines einzelnen, nicht vieler, eine politische Überzeugung, die durch gelegentliche liberale Anwandlungen schwerlich abgeschwächt werden kann. In Grabbes Verehrung Friedrichs des Großen und seiner Billigung von dessen gelegentlich recht drakonischen Verfügungen wird diese Ansicht eine Stütze finden.

Ob Grabbes Beurteilung Napoleons und dessen geschichtlicher Rolle im Verlaufe der Ausarbeitung des Dramas standgehalten oder eine Wandlung erfahren hat, ist eine Frage für sich, die aber in diesem Zusammenhange unerörtert bleiben soll.

Auf jeden Fall mußte Grabbe, als er seinen Plan faßte, zu der Überzeugung gelangt sein, daß das Bild des Kaisers und der von ihm geprägten Epoche, welches er in sich trug, an Klarheit, Schärfe der Umrisse und Reichtum der Farben und Gestalten so viel gewonnen habe, um ins Dramatische übersetzt werden zu können. Begabt mit dem sicheren Blicke des geborenen Geschichtsdramatikers, beschränkte sich Grabbe auf das Wagnis der Hundert Tage. Es sollte kein Werk entstehen etwa im Stile von Vitets „Scènes historiques", denn noch dachte er an eine Aufführung, hielt sich also an die Erfordernisse der realen Bühne. Erst bei voranschreitender Arbeit ließ er seiner Phantasie die Zügel schießen. Nun erklärte er, als Drama, der Form nach, hätte er sich nach nichts geniert, weil die jetzige Bühne es nicht verdiene (V, 351) und meinte, mit seinem „Napoleon" eine „dramatisch-epische Revolution" zu machen (VI, 18). Eine zweite Überlegung kam hinzu: als Tragiker konnte er nur einen fallenden Helden gebrauchen. Gleichwohl ist sein Unterfangen, nur acht Jahre nach Napoleons Tode begonnen, von einer Kühnheit, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können.

Grabbe hatte die Ereignisse der Hundert Tage als ein ernsthafter, reifer und aufgeschlossener Knabe miterlebt und wußte darüber sehr viel. Daheim

und in der Schule wird darüber gesprochen worden sein. Vielleicht hat der Vater die neuesten Nachrichten aus einer Zeitung vorgelesen oder einer der Lehrer sie zum Gegenstande seiner Erklärungen gemacht. Berichte von Kriegsteilnehmern, lippischen und fremden, werden hinzugekommen sein. Alle diese Kenntnisse bedurften jedoch der Ergänzung durch die Lektüre gedruckter Quellen.

Einige grundlegende Werke erbat sich Grabbe im Dezember 1829 von seinem Verleger: Venturinis „Chronik des neunzehnten Jahrhunderts" für die Jahre 1813—1817 und Fleury de Chaboulon, „Denkwürdigkeiten über Napoleons Privatleben, Rückkehr und Regierung im Jahre 1815", aus dem Französischen von J. A. Bergk, 2. Auflage, Leipzig 1821. Ferner erhielt er von Kettembeil Brans „Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts". Im Dezember 1829 hatte der Dichter einen Unfall. Ein Schlitten warf um, und Grabbe brach dabei den linken Oberarm. Die Muße, zu der er sich dadurch verurteilt sah, benutzte er dazu, um über den Stoff „ungeheuer viel" zu lesen. (V, 339.) Es ist die Frage, ob wir die Möglichkeit haben, über diese Lektüre bestimmte Angaben zu machen.

Eine selbständige Untersuchung der Quellen des „Napoleon" gibt es noch nicht; eine solche ist bisher immer nur Teil einer umfassenderen Arbeit gewesen. Otto Nieten, Verfasser der ersten deutschsprachigen Monographie des Dichters, hat der Frage kein sonderliches Interesse zugewandt. In seinem in Dortmund 1908 erschienenen Buche „Chr. D. Grabbe. Sein Leben und seine Werke" wird das Napoleon-Drama auf den Seiten 240–264 behandelt, dabei aber nur stellenweise auf die Abhängigkeit von Venturini und Fleury de Chaboulon verwiesen. Auf S. 248 heißt es: „‚Die Schneiderfinger als Zigarre der Nation' sollen historisch sein." Damit begnügt er sich, auf den Grund gegangen ist er dieser Behauptung Grabbes nicht.

Etwas weiter geht Karl Lelbach. In dessen Bonner Dissertation „Napoleon in der Auffassung und in den Versuchen künstlerischer Gestaltung im Drama bei Grillparzer, Grabbe und Hebbel" (Bonn 1914) macht die Erörterung der Quellenfrage schon einen Abschnitt aus. (S. 31.) Den beiden Hauptquellen, die aus Grabbes Briefen bekannt seien, nämlich der Venturinischen Chronik und Fleury de Chaboulons Memoiren, fügt er diejenigen des Grafen Las Cases hinzu (Mémorial de Ste.-Hélène, Paris 1823), die er das populärste Werk der ganzen St.-Helena-Literatur nennt. Darauf stütze sich der Dichter in der Hauptsache, ja, er gehe darin so weit, daß man sagen könne, von hier stamme, was er an Motiven zusammentrage, von hier, was er an bedeutsamen Zügen ihm leihe, von hier, was er ihm an Äußerungen in den Mund lege, — wenigstens in der Hauptsache.

Diese Andeutungen sind von Hellmuth Becker in seiner Marburger Dissertation über Grabbes „Napoleon oder die hundert Tage“ (Marburg a. L. 1920) zu einem eigenen Kapitel ausgebaut worden, das darin die S. 20 bis 32 einnimmt. Nacheinander erörtert er die vier bereits bekannten Quellen Las Cases, Fleury de Chaboulon, Venturini und „Minerva“, um mit einem „Ueberblick über die Quellen“ zu schließen. Eine weitere hat er nicht ermittelt, und wenn Nieten auf S. 4 der Einleitung zum „Napoleon“ in der von ihm besorgten und bei Hesse in Leipzig verlegten Ausgabe von Grabbes „sämtlichen Werken in sechs Bänden“ bemerkt, der Dichter habe unter anderen auch die Memoiren Robespierres studiert, „die mit einem Versuch, den ‚wohlmeinenden Advokaten von Arras‘ (wie es bei Grabbe heißt) in milderem Lichte erscheinen zu lassen, von Lax herausgegeben wurden“, so erklärt er: einen Einfluß auf die liberalen und später revolutionären Gedanken durch diese Memoiren habe er nirgends feststellen können.

Aus dem Ziele, das sich Becker gesetzt hat, wird eines mit Sicherheit hervorgehen: daß er den Namen „Napoleon“ in dem Briefzitate, wo Grabbe seinem Verleger mitteilt, er lese darüber „ungeheuer viel“, als Bezeichnung der Persönlichkeit des Kaisers deutet, nicht aber das gesamte Drama mit der darin verarbeiteten Stoffmasse darunter versteht.

Es ist die Frage, ob dies richtig ist.

Bevor man sich die Frage beantworten kann, ob Beckers Ergebnis ausreichend ist oder nicht, vielmehr der Ergänzung bedarf, muß die folgende Überlegung angestellt werden:

Grabbe gibt zwar seinem Drama den Untertitel: „oder die hundert Tage“. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß er seine Darstellung auf die Ereignisse beschränke, die sich zwischen dem 1. März und dem 18. Juni 1815 abgespielt haben, nämlich dem Tage, da Napoleon im Golf Juan landete, und dem Tage, da er die Schlacht bei Waterloo verlor und damit seine Macht endgültig gebrochen war. Er konnte ja all diese Begebenheiten nicht in die Luft bauen und mußte deshalb zunächst die voraufgegangene napoleonische Epoche als geschichtliche Voraussetzung einbeziehen. Aber auch damit durfte er sich nicht begnügen. Denn diese Epoche war ihrerseits das geschichtliche Ergebnis der Französischen Revolution, die damit zur Basis des Dramas werden mußte.

Demgemäß besteht der „Napoleon“ aus drei übereinander gelagerten Schichten, von denen die der Hundert Tage die oberste ist. Diese Episode bleibt zwar das Hauptthema, jedoch sind ihre beiden Vorgängerinnen mit ausgewählten, charakteristischen Daten in sie hineingenommen, ohne ihren Rahmen zu sprengen.

Das Mittel, welches Grabbe anwendet, um die revolutionäre und die napoleonische Epoche in die Episode der Hundert Tage hineinspielen zu lassen und damit jene Dreischichtigkeit zu erreichen, ist dies, daß er Personen einführt, die entweder der einen oder anderen oder auch beiden früheren Schichten angehören, die in ihr gelebt, sie miterlebt haben, nun von Zuständen und Ereignissen dieser früheren Zeiten sprechen und damit deren Atmosphäre lebendig werden lassen.

Wesentliche Vertreter der napoleonischen Ära sind die beiden ehemaligen Kaisergardisten Vitry und Chassecoeur. Sie haben an den Feldzügen Napoleons in Italien und Deutschland, Spanien und Rußland teilgenommen, in den Schlachten an der Moskwa, bei Marengo und in der Dreikaiserschlacht von Dresden mitgekämpft, haben die Trikolore hoch über Kairos Minaretts wehen sehen und bei Quiberon mitgeholfen, den Landungsversuch der Emigranten und Engländer zu vereiteln. Unter der Menschenmenge am Palais Royal begegnen sie einem alten Hauptmann, geschmiedet „in den Batteriefeuern von Austerlitz oder Borodino", den Chassecoeur seit Ägypten nicht mehr gesehen hat. Seit dieser Zeit hat er bald in St. Domingo, bald in Deutschland, dann bei Cattaro, dann in Schwedisch Pommern und zuletzt bei Riga und Montereau gefochten. Im Gespräch mit diesem Hauptmann erinnert Chassecoeur an die „verräterischen Schurken", die Marschälle Augereau und Marmont, Männer, deren nachher auch Napoleon gedenkt. In einem Guckkasten, zu dessen Besichtigung ein Ausrufer einlädt, sehen sie Darstellungen der Völkerschlacht bei Leipzig und des Übergangs über die Beresina, primitive Malereien, die freilich ihnen, die „Eis und Todesschauer" selbst erlitten haben, nur stümperhaft vorkommen können. Zu Vincennes haben sie auf obrigkeitlichen Befehl den Herzog von Enghien totgeschossen und Chassecoeur ihm dabei, da es Nacht war, die Laterne vor die Brust gebunden, um besser zielen zu können.

Nun sind sie abgedankt und wissen kaum, wie sie sich durchbringen sollen, da sie zusammen keine vier Sous in der Tasche haben und froh sein müssen, wenn sie gelegentlich zu ein paar süßen Kartoffeln kommen. Der alte Kanonendonner steckt ihnen aber noch im Ohre, und so gedenken sie sehnsüchtig der früheren Zeiten, da sie die Kisten zerschmetterten, wie die Gehirne, da sie, wohin sie auch kamen, „plünderten und brandschatzten, tausend und aber tausend Damen dieser Länder karresierten oder notzüchtigten, das Geld in Haufen auf die Straße warfen, den Kindern zum Spielwerk", weil sie jede Minute neues bekommen konnten, und sie gedenken auch des Tages, da die Lanzenreiter der Großen Armee „durch die östlichen Tore von Moskau auf den Wegen nach Asien hinsprengten" und sie schon die verwegene Hoffnung

hegten, „in den Schatzgewölben und Harems von Persien, China und Ostindien zu schwelgen".

Es sind jedoch nicht nur materielle Beweggründe, es ist nicht der Hunger allein, der die beiden Kaisergardisten zu solchen Vergleichen herausfordert. Vielmehr bewirken auch die Leere und Zwecklosigkeit ihres jetzigen Daseins, ihre Unverbundenheit mit dem Regime der Bourbons, daß sie sich die Zeit zurückwünschen, da sie den Fahnen des Kaisers folgen durften und des Ruhmes teilhaftig wurden, der sich an sie heftete und dessen Sinnbild der Adler der Garde ist, den Chassecoeur gerettet hat, „als er unter tausend Leichen hinsinken wollte auf Leipzigs Elsterbrücke". Wie könnten sie etwas anderes wünschen als die Rückkehr Napoleons!

Einen Vergleich zwischen dem Gestern und dem Heute zieht auch der zweite Bürger in der Audienzszene: „Mönchskutte also unsre Krone, Weiberpantoffel unser Szepter, und Schwächlinge, die sich davon beherrschen lassen, unsere Tyrannen! — — — Diese Prozession mit ihren Pfaffen, — und der Kaiser mitten unter dem Generalstabe zu Pferde an den Linien der Sieger dahinfliegend! — Vergleiche!"

Mit breiterem Pinsel — wenn man so sagen darf — malt Ludwig XVIII: „Noch keine drei Jahre und dort rückten mit Siegesklängen, mit feueratmenden Geschützen, Pferd an Pferd gedrängt, und Bajonett an Bajonett, dicht wie Blätter und Ähren im Frühling, die Weltbezwinger stolzen Zuges von Spanien nach Moskau. Und mit seinem ruhmestrunkenen, nie gesättigten Auge, sah Er in ihnen nur die Zeichen seiner Allmacht. Die mächtigen Parlamente Englands wurden bang und flüsterten wie Haufen furchtsamer Vögel, — wollten Frieden machen, er möge kosten, was er wolle, auch wenn sie an mir das heilige Gastrecht verletzen, mich aus ihrem Reiche weisen sollten. — Und nun! — Die Schlachtendonner sind verklungen, — Europa ist still, — wo die Adler raseten, blühen wieder friedlich die drei Lilien, und Er, der Große, ward ein armer Einsiedler von Elba."

Schließlich Napoleon selbst: Im Gespräche mit Bertrand nennt er einige Männer, über die das Geschick mit zermalmenden Rädern hinweggegangen ist: Pichegru, d'Enghien, Moreau, zwei andere, die von ihm abgefallen sind: den König von Neapel und Bernadotte. „Bernadotte, welcher vom nahen Rußland alles, vom fernen Frankreich nichts zu fürchten hatte, der seine Schildwache, wenn er mit mir hielt, dicht unter den Fenstern des Zarenschlosses zu Petersburg aufstellen konnte, sind untreu geworden, — Murat aus Tollheit, und Bernadotte aus Eifersucht auf mich — — Die Armen!" Der Offizier, Graf St. P. - le, berichtet von den Haustruppen der Bourbons und den täglich aus Rußland zurückkommenden gefangenen Veteranen der

Großen Armee. Jene, die sogenannten roten Kompagnien, bestünden aus Greisen oder Kindern, und es sei an ihnen nichts Rotes als ihre Montur, die aber wahrlich bei Marengo oder Austerlitz nicht rot gefärbt worden sei. Die Veteranen würden ohne Pension verabschiedet oder mit halber entlassen, die aber nicht bezahlt werde.

Als Überbleibsel der Revolution treten zuerst die beiden Emigranten auf, Marquis von Hauterive und Herr von Villeneuve, „Gespenster aus der guten, alten und sehr dummen Zeit", wie Vitry verächtlich meint. Sie trauern ihrem ehemaligen Besitze nach, dessen sie nach dem Gesetze, wonach das Eigentum derjenigen französischen Bürger, die das Land für immer verlassen hätten, einzuziehen sei, verlustig gegangen sind. Sie klagen darüber, daß ihr hübscher Landsitz bei Tours, einst der Schauplatz heiterer Feste und galanter Huldigungen, nun einem filzigen Fabrikherrn gehöre, die hohen Taxushecken niedergerissen seien, Dampfmaschinen in den Gewächshäusern brausten und Kartoffeln die kostbaren Tulpenzwiebeln von Haarlem verdrängt hätten; aber auch über den Verfall der guten alten Sitten, das Verschwinden der eleganten, zierlichen Salons, ja selbst des Gefühls für Mut und Ehre. Die Quintessenz all ihrer Beschwerden: „Es muß anders, anders, und es soll anders werden", womit sie meinen: so, wie es vor 1789 gewesen ist. Dabei bauen sie auf die Hilfe Blacas d'Aulps' und der Herzogin von Angoulême.

Auf die Episode der beiden Emigranten folgt der Auftritt der alten Putzhändlerin. Drei ihrer Söhne sind in den Schlachten geblieben, „viel, viel Blut und unzählige Seufzer" hat sie die Revolution gekostet, der Schmerz über dieses Leid aber ist ausgelöscht worden durch das Wissen darum, daß an dem Flecke, wo ihr Tisch steht, am 12. Juli 1789 zuerst das Fünkchen gefallen ist, welches die Welt entzündete, durch den Stolz darüber, dabeigewesen zu sein. So erzählt sie ohne Klage, ohne bittere Anklage, von dem, was sie damals erlebt hat, und daß damit eine breitere Schilderung aus den Anfängen der Erhebung des französischen Volkes gegeben wird, paßt gut zu ihrem Alter, da man ja sagt, es mache redselig. Hindurch aber zieht sich der Gedanke von der Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge: seit jenem denkwürdigen Tage ist Camille Desmoulins selbst, „sind der gewaltige Danton, der erhabene Hérault de Séchelles, der schreckliche Robespierre unter dem Messer der Guillotine gefallen, seitdem hat der Kaiser über die Erde geleuchtet, daß man vor dem Glanze die Hand vor die Augen hielt, und ist doch dahingeschwunden wie ein Irrwisch".

Dieser Gedanke an Tod und Vernichtung, daß nichts Irdisches Bestand habe, wird von König Ludwig wiederaufgenommen: „Komm an das Fenster: da breitet P a r i s sich aus! — Welche Stürme sind nicht hingebraust durch

jene Straßen? Kein Fleckchen, das nicht von dem Blute, welches darauf vergossen, Inschrift tragen könnte, von der Bluthochzeit bis zu der Guillotine. Ungeachtet all des Scherzes, all des Schimmers, die hier gaukeln, weht es mich an, wie Moder, wenn ich diesen Steinhaufen sehe. —" Er wundert sich darüber, daß seine Nichte, die Herzogin von Angoulême, die des Schicksals Schwere am härtesten empfunden habe, von allen seines Stammes die Stärkste sei, bloß im Vertrauen auf Gott. Sie aber ist unter den Gestalten des Dramas die einzige, deren innerer Blick über die irdischen Bezirke hinaus den Weg zu jenseitigen Regionen gefunden, die durch das, was sie erlebt hat, fromm geworden ist. „Gott?" so antwortet sie darum dem Könige, „Wo es an Menschen fehlt, da erscheint er! — Oheim, ich lernt ihn kennen, dort in dem Tempel, Tempel, ja des Abgrundes der Revolution, doch für mich des Lichts. — Wer so wie ich, ein zartes Kind, das im Gefängnisse schmachtete, und bangen Ohrs die Häupter des Vaters und der Mutter von den Schafotten rollen hört — o, wen so wie mich dieses Paris umbraust, rebellisch, jede Straße von dem Geschrei der Mörderrotten aufdonnernd, knirschend unter den Rädern der ewig auf- und abziehenden Henkerkarren, — wer, selbst eine Capet, Tag und Nacht nichts als ‚Capet, Capet nieder' rufen hört, — wem, wie mir, die letzten Sterne sinken, und wer dann im unermeßlichen Dunkel gar nichts mehr fühlt, als das Zittern des eignen kleinen Herzens, — dem nahe Gott, wie mir! — Er ist der letzte, einzige, aber größte Trost. Mir nahte er, und ich ward stark und ruhig."

Napoleon, dessen „Tigersprünge ... von Ägypten nach Paris, von Eylau nach Madrid, von Madrid nach Wien, nach Moskau" einst die Welt bewegt haben, ist nun an die Scholle Elba gebannt, ein kleiner Fürst, der nicht mehr dreinschlagen kann. Da ihm Taten versagt sind, zehrt er jetzt an Erinnerungen. Sie bleiben nicht bei den Zeiten seiner größten Machtfülle stehen, da „das stolze Österreich, wie ein Wurm" in seiner Hand zuckte und dessen Herrscher sein Schwiegervater wurde, da Preußen sich unterwarf und Rußlands Alexander „auf dem Niemen sich beugte", auch nicht bei Moskaus Flammen, die sein Geschick wendeten, sie gehen weiter zurück bis zur Revolution. Bezeichnet er sich doch als deren Sohn, sieht er sich doch als deren Bezwinger. Denn anstatt den empörten Wogen ihren Lauf zu lassen, habe er sie in ihre Ufer zurückgedämmt, „statt das Beil der Guillotine immer weiter stürzen zu lassen", habe er Schwert und Zepter geschwungen, und nur weil er sich für zu stark gehalten und geglaubt habe, es aus eigner Kraft schaffen zu können, sei es ihm nicht gelungen, „all die morschen Throne, samt den Amphibien, die darin" vegetierten, hinwegzuschwemmen und eine neue Zeit heraufzuführen.

Mutatis mutandis gilt dies auch für Jouve. Denn Volkssouveränität und Republik, die beiden Errungenschaften der Revolution, sind von Napoleon beseitigt worden, der, nach Jouves später Erkenntnis, doch ein tüchtigerer Kerl sei als Mirabeau, Robespierre, oder er selbst. Nun droht, statt des Absolutismus, ein erneuter Despotismus, darum taucht er an der Spitze der Vorstädter von St. Antoine, dem niedersten und unruhigsten Teile der Pariser Bevölkerung, auf, um mit ihnen sogleich die Szene (III, 1) zu beherrschen. Von ihm wird man nicht Schilderungen oder Stimmungsbilder erwarten, wie sie der alten Putzhändlerin oder der Herzogin von Angoulême in den Mund gelegt sind. Denn er ist ein Mann der Tat, richtiger vielleicht: der Gewalttat. Er spricht nicht, oder doch kaum, von der Revolution, er ist ein Stück von ihr. Wie eine unheimliche Verkörperung der Schreckensherrschaft, in der eine überlebte Ordnung mit Blut getilgt und die Losung der Freiheit, Gleichheit und Bruderschaft mit blutigen Lettern in das Wappenschild der Republik eingeschrieben wurde, ragt Jouve, der Jakobiner, der Terrorist, aus dem zu Ende gehenden achtzehnten Jahrhundert in die Episode der Hundert Tage hinein. Der Schneidermeister, der vor zwanzig Jahren seine Bekanntschaft gemacht hat, nennt ihn den „Kopfabhacker von Versailles und Avignon". Das ist nun eine auffallende Stelle. Denn aus dem Drama selbst erfährt man nicht, welche Begebenheiten hier gemeint sind, welche Rolle Jouve in ihnen gespielt hat. Vielleicht hat Grabbe hier bei seinen Lesern oder Hörern die gleichen Kenntnisse der Geschichte vorausgesetzt, wie er sie besaß, vielleicht aber auch nur eine unbestimmte Vorstellung von Blut, Mord und Grauen erwecken, Jouves Herkunft andeuten und den Schauder erhöhen wollen, den er erregen soll. Mit sich bringt er die Göttin der Vernunft, die jedoch dem gleichen Gesetze der Vergänglichkeit unterworfen ist wie alle Irdischen, denn sie ist „recht gealtert".

Daß sich auch an anderen Stellen des Dramas, insbesondere im Gespräche zwischen Carnot und Fouché, Reflexe der revolutionären Ära finden, daß dabei Carnots Vergangenheit gestreift, vom Wohlfahrtsausschusse und seinem Blutsystem gesprochen und manches seiner Opfer mit Namen genannt wird, sei nur eben erwähnt.

Aus diesen Darlegungen wird man den Schluß ziehen müssen, daß, wenn man es unternimmt, die Frage nach den Quellen des „Napoleon" gültig zu beantworten, es nicht damit getan ist, die Persönlichkeit des Kaisers und die Geschehnisse der Hundert Tage, allenfalls noch die vorhergehende napoleonische Ära ins Auge zu fassen, daß man vielmehr auch die unterste Schicht, also die Französische Revolution, einbeziehen muß. Dies ist bisher nicht geschehen; insbesondere hat es Becker nicht getan. Deshalb werden wir sagen

dürfen, daß das Ergebnis seiner Arbeit nicht befriedigen kann, sondern der Ergänzung bedarf.

Aber auch damit ist es nicht genug: Die Natur des Themas fordert eine Erweiterung des Aufgabenkreises noch in anderer Richtung.

Zunächst sollen hier Quellen im engeren und solche im weiteren Sinne unterschieden werden. Zu der ersten Art gehören geschichtliche oder literarische Werke, die in der ausdrücklichen Absicht gelesen worden sind, der geplanten Dichtung zu dienen; zu der zweiten Art solche, bei denen diese Absicht fehlt, deren Bekanntschaft vor der Konzeption der Dichtung liegen, bei denen aber doch, da sie dem gleichen Gegenstande gewidmet sind wie diese, ein mittelbarer Einfluß, wenn nicht anzunehmen, so doch nicht auszuschließen ist. Deshalb sind in die vorliegende Studie auch solche Werke einbezogen worden, deren Lektüre vor dem Zeitpunkte liegt, da wir zum ersten Male etwas von dem „Napoleon"-Plane erfahren.

Grabbe hat in der Regel anders gearbeitet als Georg Büchner. Dieser hat aus den für „Dantons Tod" benutzten historischen Werken vieles wörtlich übernommen, weil er darin die geschichtlichen Ereignisse so vergegenwärtigen wollte, „wie sie sich wirklich begeben" (Brief vom 28. Juli 1835), und der Meinung war, es gäbe dazu keinen anderen Weg. Aus diesem Grunde konnte Karl Viëtor in seinem Aufsatze über die „Quellen von Büchners Drama ‚Dantons Tod'" (Euphorion Bd. 34, 1933, S. 357—79) im Paralleldrucke diese Stellen den ihnen entsprechenden der Dichtung gegenüberstellen. Auch bei Grabbe ist dies möglich, aber nicht in solchem Maße.

Dies ist ein Grund mehr, warum die Methode Beckers Bedenken erregt. Er ist zufrieden, wenn er für einen bestimmten Zug des „Napoleon" ein Motiv, einen Vorgang, eine Quelle hat nachweisen können. Stellt sich aber nicht, wer so verfährt, den Vorgang des dichterischen, genauer gesagt: von Grabbes dichterischem Schaffen etwas zu simpel vor? Läßt er nicht außer acht, daß die Wurzeln eines Kunstwerkes von höchster Mannigfaltigkeit sind und in die verschiedensten Bereiche sich erstrecken? Darum muß, wer über die Quellen des „Napoleon" arbeitet, die ganze Breite der in Betracht kommenden Lektüre zum Gegenstande seiner Untersuchung machen, und es wird sich dann zeigen, daß immer wieder mehrere Eindrücke zusammenfließen, um einen Baustein des Werkes zu bilden.

Bei einer solchen Untersuchung wird jedoch noch einiges andere geschehen müssen.

Zunächst wird man sich nicht darauf beschränken dürfen, festzustellen oder anzunehmen, daß hier ein Wort oder ein Ausspruch, da ein Charakterzug oder -bild, da wieder eine kleine Episode übernommen sei, vielmehr auch

breitere Schilderungen von Zuständen oder Begebenheiten mit ihrem Stimmungsgehalte und — nicht zuletzt — die den durchmusterten Werken innewohnenden Ideen einbeziehen müssen. Ferner wird man sich der Notwendigkeit nicht verschließen, diese Werke wenigstens mit einigen Strichen zu charakterisieren, zu sagen, von welcher Art sie sind, von welchem Standpunkte aus die einzelnen Verfasser sie geschrieben haben, welches Bild von Welt und Menschen sie entwerfen, damit man sich wenigstens eine ungefähre Vorstellung von den Anschauungen, Beurteilungen und Gedanken machen könne, denen sich Grabbe bei seiner Lektüre gegenübergestellt sah. Diese Erwägungen haben dahin geführt, in der vorliegenden Studie wohl vornehmlich dasjenige herauszuheben, was dem Dichter für seinen „Napoleon" von Nutzen gewesen sein könne, indem er sich entweder davon angeregt gefühlt, sich daran angelehnt oder es übernommen hat, das andere aber nicht völlig beiseite zu lassen. Denn einmal konnte eine innere Auseinandersetzung mit Meinungen, von denen die seinen abwichen, auf deren Entwicklung, Festigung oder auch Wandlung von Einfluß sein und demgemäß, wenn auch nur mittelbar, der Gegensatz für die werdende Dichtung sich fruchtbar zeigen, zum andern solch eine breitere Darstellung den Standort finden helfen, den Grabbe im Widerstreite der Ansichten eingenommen hat; wo sich Verwandtschaft zeigt, wo er selbständig seine eigenen Wege geht; wobei denn schließlich auch einiges Licht auf geistige Zusammenhänge fallen wird.

Wer diese Ergänzung anstrebt, ist heute nicht mehr auf die spärlichen Hinweise angewiesen, die sich in Grabbes Briefen finden, er braucht auch nicht aufs Geratewohl die damals bereits recht umfangreiche Literatur zu dem in Frage stehenden Stoffe zu überprüfen, denn seit 1966 liegt des Verfassers Buch „Grabbe als Benutzer der Öffentlichen Bibliothek in Detmold" vor, das ihn zum mindesten in den Stand setzt, diejenigen Werke zu ermitteln, die Grabbe von dort entliehen hat. Wir wissen allerdings, daß die sich ergebende Liste nicht des Dichters gesamte uns hier interessierende Lektüre umfaßt.

Folgende Entleihungen von Werken über die Französische Revolution und über Napoleon I. sind herauszuheben:

Am 29. September 1824: [Gagern, Hans Christoph Ernst Freiherr v.:] Mein Antheil an der Politik. I. Unter Napoleons Herrschaft. Stuttgart & Tübingen 1823.

Am 12. Januar 1825: Napoléon: Oeuvres complètes. T. 1. Stuttgart & Tübingen 1822. — Nochmals entliehen am 5. April 1826.

Revolutions-Almanach von 1800.

Am 19. Januar 1825: Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrite à Sainte-Hélène, par les généraux qui ont partagé sa capti-

vité... Notes et mélanges. T. 2. Écrite par le général comte [Charles Tristan] de Montholon. Paris, Berlin 1823. — Nochmals entliehen am 2. November.

Am 26. Januar 1825: Dasselbe Werk, Notes et Mélanges. T. 5. Paris, Berlin 1823.

Am 31. August 1825. Dasselbe Werk. Mémoires. T. 1. Écrit par le général [Gaspard, baron de] Gourgaud. Paris, Berlin 1823. — Nochmals entliehen am 13. Oktober 1830.

Am 19. Oktober 1825: Dasselbe Werk. Mémoires. T. 4. Écrit par Montholon. Paris, Berlin 1824.

Am 26. Oktober 1825: Dasselbe Werk. Mémoires. T. 6. Écrit par Montholon. Paris, Berlin 1825.

Am 14. Dezember 1825: [Henke, Adolph Christian Heinrich:] Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1813. Voran eine kurze Übersicht des Feldzuges Napoleons gegen Rußland im Jahr 1812. 3. Aufl. [Erlangen] 1815.

Am 21. Dezember 1825: [Henke:] Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1814. Abth. 1: Feldzug der grossen, der schlesischen und der Nord-Armee in Frankreich. Abth. 2: Feldzug der Östreicher in Italien, Feldzug Wellingtons in Frankreich und der deutschen Armeekorps in den Niederlanden. — Friedensschluss von Paris. [Erlangen] 1814.

Am 28. Dezember: [Henke:] Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahre 1815. Erlangen 1816.

Am 8. März 1826: Chambray, Marquis [Georges] von: Napoleon's Feldzug in Russland 1812. Aus dem Franz. übers. durch [Johann] L[udwig Urbain] Blesson. Bd. 1. 2. Berlin 1824.

Am 22. März 1826: Pelet [, Jean Jacques Germain]: Feldzug des Kaisers Napoleon in Deutschland im Jahre 1809, nebst den besondern Operationen der Armee-Corps in Italien, Polen, Sachsen und Walchern. ... Eine nothwendige Ergänzung des Memorial des Grafen Las-Cases. Aus dem franz. übers. von J[oseph] v. Theobald. Bd. 1. 2. Stuttgart 1824.

Am 10. Mai 1826: Brandt, Heinrich von: Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit, verglichen mit den besten ältern und neuern Werken über die Kriegskunst, und mit besonderer Hinsicht auf Napoleons Memoiren. Berlin 1824.

Am 17. Mai 1826: Ségur, [Philippe Paul] comte de: Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant l'année 1812. 5. éd. T. 1. 2. Bruxelles 1825.

Am 18. Oktober 1826: Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon... Mémoires. T. 2. Écrit par le général Gourgaud. Paris, Berlin 1823. — Nochmals entliehen am 13. Oktober 1830.

Am 12. September 1827: Gagern, Hans Christoph Ernst Freiherr von: Mein Antheil an der Politik. 2: Nach Napoleons Fall. Der Congress zu Wien. Stuttgart & Tübingen 1826.

Am 19. September 1827: Almanach der Revolutions-Charactere für das Jahr 1796. Hrsg. von [Christoph] Girtanner. Chemnitz (1795).

Am 20. Februar 1828: Staël [, Anne Louise Germaine] baronne de: Oeuvres complètes. T. 12. Paris, Strasbourg, Londres 1820.

Darin: Considérations sur les principaux événemens de la révolution française.

Mignet, A[uguste] F[rançois Marie]: Geschichte der französischen Revolution. Aus dem Franz. übers. Th. 1. 2. Wiesbaden 1825. — Nochmals entliehen am 12. Mai 1830.

Am 28. Mai 1828: Woltmann, Karl Ludwig v.: Sämmtliche Werke. Bd. 2. Berlin 1827.

Darin: Geschichte von Frankreich. Von der Herrschaft der Römer bis zum Sturz der Girondisten während der Revolution.

Am 24. Juni 1829: Wieland, C[hristoph] M[artin]: Sämmtliche Werke. Bd. 41. Leipzig 1822.

Darin: Aufsätze über die Französische Revolution.

Am 9. September 1829: Ligne, Le prince [Charles Joseph] de: Mémoires et mélanges historiques et littéraires. T. 4. Paris 1828.

Darin: Sur l'armée française avant la révolution. (S. 125—135.) — De l'armée française pendant la révolution. (S. 137—145.) — Sur la révolution française; ses causes et ses effets. (S. 147—161.)

Am 7. Oktober 1829: Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Bd. 5. Leipzig 1820.

Darin als Nr. XX: Napoleon Buonaparte. Nach [Pierre Louis Pascal de] Jullian und mit einer Einleitung vom deutschen Herausgeber.

Am 16. Dezember 1829: Girtanner, Christoph: Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution. Bd. 1. 2. Berlin 1792—93.

Grabbe hat nacheinander alle siebzehn Bände des Werkes entliehen, Band 14—17 am 3. November 1830.

Am 6. Januar 1830: Bourrienne [, Louis Antoine Fauvelet] de: Mémoires. T. 4—6. Paris 1809.

Die drei Bände umfassen die Zeit vom Ende des Jahres 1799 bis zum Ende des Jahres 1805.

II.

Dasjenige Werk, durch das sich Grabbe am eingehendsten über die Ereignisse der Französischen Revolution unterrichten konnte, sind Girtanners „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen". Der Verfasser, am 7. November 1760 in St. Gallen geboren, lebte als Arzt, Chemiker und politischer Schriftsteller in Göttingen, wo er am 17. Mai 1800 gestorben ist. Des Werkes erster Band ist 1791 erschienen, der dreizehnte 1797, mit einer vom 11. März dieses Jahres datierten Vorrede, in der Girtanner mitteilt, er werde ungeachtet „der mancherlei Schwierigkeiten, welche mit der Fortsetzung dieses Werkes verbunden" seien, und welche sich immer mehr und mehr häuften, je weiter er es fortsetze, „mit diesen Beiträgen und Materialien zu einer künftigen Geschichte der Französischen Revolution noch so lange ununterbrochen" fortfahren, bis er einen festen Ruhepunkt finde, bei welchem er dieselben füglich beschließen könne. Der Tod hat ihn daran gehindert, weitere Bände herauszugeben; seine Darstellung bricht mit der dreiundzwanzigsten Abteilung ab, deren Inhalt die „Geschichte der Französischen Revolution, von der Hinrichtung des Königs bis zu dem gänzlichen Sturze der Parthei der Girondisten", also die Zeit vom „21sten Januar bis zum 31sten Mai und 2ten Junius 1793", ist. Friedrich Buchholz wurde Girtanners Fortsetzer. Er hat das Werk noch bis zum siebzehnten Bande weitergeführt und damit zum Abschlusse gebracht. Dieser letzte Band ist 1803 erschienen; alle zusammen zählen rund 7100 Seiten. Im Exemplar der Detmolder Landesbibliothek liegen der erste, dritte und siebente Band in zweiter, vermehrter, verbesserter und durchaus veränderter Auflage vor.

Wie schon aus dem Titel hervorgehen soll, besteht das Werk aus zwei verschiedenen Bestandteilen: aus Dokumentation und Darstellung. Girtanner läßt in großem Umfange die von ihm gesammelten Materialien selbst sprechen, gibt also Reden, die gehalten, Noten, die gewechselt worden sind, sehr ausführlich im Wortlaute wieder. Seine Arbeit ist zunächst aus gedruckten Quellen gespeist, die ihm schon sehr reichlich fließen: „Flugblätter und Tageschriften" (VII, 302), Journale, vor allem natürlich der „Moniteur", dazu

das „Journal de Paris", das „Journal des débats des Jacobins" und zahlreiche andere, nicht nur Pariser, sondern auch auswärtige; ferner Briefe, Memoiren, Schriften Camille Desmoulins, des Marquis Gérard Lally-Tollendal, Jacques Neckers, Jérôme Petions, um nur einige zu nennen, des schottischen Arztes John Moore „Journal during a residence in France", die frühesten zusammenfassenden Darstellungen („Histoire de France pendant trois mois", „Histoire de la révolution de 1789") sowie die ersten Äußerungen ausländischer Beobachter (Ernst Brandes' „Politische Betrachtungen über die französische Revolution" und Edmund Burkes „Reflections on the Revolution in France", beide vom Jahre 1790).

Was diese Quellen aussagen, kann Girtanner durch eigene Wahrnehmungen ergänzen. Er hat sich während der ersten Zeit der Revolution längere Zeit in Frankreich aufgehalten und ist Augenzeuge mancher größeren und kleineren Begebenheit geworden. Damit kommt diesem Werke als dem Gegenstande von Grabbes Quellenstudium eine besondere Bedeutung zu. Denn es hat anderen Geschichtswerken die Unmittelbarkeit der Beobachtungen und Eindrücke, die Farbigkeit und Sinnenfälligkeit mancher Schilderungen, die ansehnliche Menge uneingeschmolzener Episoden und Einzelheiten voraus.

Girtanner hat an dem großen Nationalfeste teilgenommen, das am 14. Juli 1790 auf dem Märzfelde begangen worden ist. Er hat, einer Sitzung der Nationalversammlung beiwohnend, auf der Galerie der Zuschauer seinen Platz neben Camille Desmoulins gehabt und erlebt, wie dieser mit einem beleidigenden Zwischenrufe den heftigen Unwillen der Versammlung erregte. (IV, 67.) Als Mitglied der Linnéischen Gesellschaft hat er zu der Gesandtschaft gehört, die am Abend des fünften August 1790 vor den Schranken der Nationalversammlung erscheinen durfte, um deren Erlaubnis zur Aufstellung einer marmornen Büste des großen Naturforschers in dem königlichen botanischen Garten zu erwirken, in dem schon Buffons Statue stand. (IV, 75.) Er hat die Zusammenkünfte der Jakobiner und die des Klubs von 1789 besucht und die vom Bürgerkriege heimgesuchte Stadt Nancy und dabei so viel des menschlichen Elends gesehen, daß er gesteht, solange er lebe, werde ihm dieses traurige Erlebnis unvergeßlich sein. (IV, 177—178.)

Girtanner wandert in den Straßen von Paris umher und macht seine Beobachtungen. Darüber berichtet er:

Es war am Abend des 12. Juli 1789, einem Sonntage. Das Gerücht hatte sich verbreitet, Necker sei abgereist, eine Nachricht, die allgemeinen Schrecken zur Folge gehabt hatte. „Im Palais Royal stand ein junger Mann, der Advokat D e s m o u l i n s, im Garten auf einem Tische; sprach lange und heftig

zu dem versammelten Volke; und nachdem er seine Rede geendigt hatte, zog er schnell den Degen, welchen er an seiner Seite trug, aus der Scheide, that einige Stiche in die Luft, und schrie dabei aus allen Kräften: ‚Zu den Waffen! zu den Waffen!' Das umstehende Volk, welches ihm zuhörte und zusah, wiederholte sein Geschrei, und der Lärm ward unbeschreiblich groß. Dann steckte der Redner seinen Degen wieder ein, und zog aus der Tasche eine Pistole, welche er dem Volke zeigte, und eine grüne Kokarde, die er auf seinen Hut setzte. In demselben Augenblick rissen einige tausend Menschen die grünen Blätter von den Bäumen, und bevestigten dieselben an ihre Hüte, statt der Kokarden. Jedermann bewaffnete sich, und noch an demselbigen Abende wurden die Häuser und Werkstätten aller Waffenschmiede geplündert." (I, 312.)

Sicherlich werden wir diesen Bericht als die Keimzelle zur Erzählung der alten Putzhändlerin ansehen dürfen.

Auch für die Todesnöte eines Krämers (Ende der ersten Szene des dritten Aufzugs) läßt sich eine Episode finden, die anregend gewirkt haben kann:

„Außen, vor dem Palais Royal, ist an der Ecke ein sehr großes Gewölbe, in welchem ein Krämer seidene Strümpfe verkauft. Dieser Mann wurde wegen Geldwuchers angeklagt; und sogleich beschlossen die Anführer des Haufens, mit ihm die Hinrichtungen anzufangen. Der Krämer befand sich in seinem Gewölbe, und verkaufte, ganz unbesorgt, seidene Strümpfe, als der rasende Haufe sein Haus umringte, und das schreckliche Todesgeschrei: ‚an die Laterne! an die Laterne!' in seinen Ohren ertönte. Ich wurde durch den Haufen fortgestoßen, und befand mich in einem der ersten Glieder. Dadurch hatte ich Gelegenheit den Mann zu sehen, wie er auf einmal todtenblaß wurde, wie alle seine Glieder zitterten, und wie der Todesschweiß auf seiner Stirne stand. Man machte Anstalt ihn aufzuknüpfen, als Hr. [Jean Sylvain] Bailly [Maire von Paris] in seinem Wagen erschien. Er bat um das Leben des Mannes, er flehte, er weinte; aber alles war vergebens. Da erschien Hr. la Fayette [Kommandeur der Nationalgarde] mit der Bürgermiliz; und in weniger als einer Minute, war der Pöbel auseinander, und das Leben des Mannes war gerettet. (IV, 60.)

Eine sehr eingehende Schilderung gibt Girtanner von dem ersten großen Nationalfeste, bei dem er hat zugegen sein können. „Endlich brach, am vierzehnten Julius, die Morgenröthe des großen, feierlichen, und in der Geschichte einzigen Tages an, an welchem fünf und zwanzig Millionen Menschen den Eid der Freiheit, der brüderlichen Liebe, der Treue und der Anhänglichkeit an die Gesetze und an den König, schwören sollten. Dieser festliche Tag übertraf die Erwartungen aller derer, die auf dem Märzfelde

Augenzeugen waren." Schon gegen vier Uhr des Morgens haben sich die ersten Zuschauer auf dem ungeheuren Amphitheater ihre Plätze gesucht, auf dem fünfmalhunderttausend Menschen bequem sitzen konnten. Um acht Uhr ist es bereits gefüllt. Um zwölf Uhr kündigen Kanonenschüsse die Ankunft der großen Prozession an. Sie besteht aus ungefähr 50 000 Staatsbürgern. In allen Straßen, durch welche sie sich bewegt, sind die Häuser „von unten bis oben auf die Dächer, mit Zuschauern; Weibern, Kindern und Mädchen, besetzt.". Aus den Häusern werfen sie Blumen, Kränze und Bänder herab; aus allen Fenstern ertönt, und von der Straße hallt zurück das Jubelgeschrei: „Hoch lebe die Nation! Hoch leben unsere Brüder! Hoch leben unsre Schwestern! Hoch lebe die Nation!" Während dann der Zug, langsam und feierlich, durch die drei Tore des Triumphbogens hereinzieht, erschallt plötzlich ein Geschrei: „Hoch lebe der König! Hoch lebe der König!" Der Monarch erscheint, „in einem neuen, mit Gold gestickten Kleide", und setzt sich „mit lächelnder Miene, und mit der ihm eignen Gutmüthigkeit, auf den für ihn bereiteten Lehnstuhl, zur Linken des Presidenten der Nationalversammlung". Bald nachher trifft auch die Königin ein, den Dauphin an der einen, die Kronprinzessin an der anderen Hand. Die Messe wird zelebriert, darauf werden die dreiundachtzig neuen „Panner der Abtheilungen Frankreichs, und das große Panner der Armee nach dem Altar gebracht", dort eingesegnet und wieder abgeholt. Nun kündigen Kanonendonner und kriegerische Musik den Eid an, der von Lafayette als dem vom Könige erwählten Generalmajor des Bundesfestes gesprochen wird. Nachdem dies geschehen, schwingt er die Fahne, die er in der Hand hält, streckt den Arm aus und sagt: „Ich schwöre es!", und „alle die bewaffneten Bürger, die Abgesandten der Armee, und die Seesoldaten; hunderttausend Stimmen zugleich", wiederholen, mit gen Himmel aufgehobenen Händen: „Ich schwöre es!", wobei die Kanonen und kriegerische Musik sich hören lassen. Nachdem auch der Präsident der Nationalversammlung und, „langsam und feierlich", Ludwig XVI. den Eid geleistet haben, stehen „rund um das Amphitheater, alle 500 000 Zuschauer zu gleicher Zeit auf", nehmen die Hüte ab, strecken die Arme aus, und alle, Männer, Weiber und Kinder, wiederholen zugleich laut und vernehmlich die Worte: „Ich schwöre es!" Die Kanonen werden gelöst, die kriegerische Musik läßt sich von neuem hören, und „ein wildes, beinahe wüthendes Freudengeschrei: ‚Hoch lebe die Nation! Hoch lebe der König! Hoch lebe die Königin!' " widerhallt von allen Seiten.

„Kalt zu bleiben — so schließt Girtanner diese Schilderung — war hier unmöglich. Das tobende Freudengeschrei einer so ungeheuren Menge von Menschen machte einen schrecklichen Eindruck: es beklemmte die Brust, und

verursachte eine höchst unangenehme Empfindung von Bangigkeit, und ein fühlbares Zittern aller Nerven des Körpers; ein Zittern, dem auch der Stärkste zu widerstehen nicht im Stande war." (IV, 17—29.)

Es ist recht wohl denkbar, daß diese Schilderung nicht ohne Einfluß auf die Beschreibung geblieben ist, die Grabbe in der ersten Szene des vierten Aktes von s e i n e r Feier auf dem Märzfelde geben läßt. Nur daß sich die Fragwürdigkeit und Brüchigkeit des Eides, der da von all den Hunderttausenden geschworen wird, bei Girtanner (wie sich noch zeigen wird) erst im Verlaufe der weiteren Darstellung offenbart, während bei Grabbe der Nimbus der feierlichen Veranstaltung unter der ätzenden Wirkung einer Ironie Jouvescher Prägung sofort zergeht.

Girtanners Erzählung dessen, was er an diesem denkwürdigen Tage erlebt hat, ist noch nicht zu Ende. Etwas von dem Stimmungsgehalte dieses Berichts mag in eine andere Szene des Grabbeschen Dramas eingeflossen sein: die nächtliche Begegnung der beiden Staatsmänner Carnot und Fouché auf dem Grèveplatze (in der fünften Szene des zweiten Aktes). Dorthin zieht es auch Girtanner, nachdem er die abendliche, prächtig erleuchtete und mit Inschriften geschmückte Stadt durchwandert hat.

„Gegen zehen Uhr des Abends — so heißt es nun — war der Greveplatz ganz mit Menschen angefüllt, welche dahin gekommen waren, theils um die Erleuchtung an dem Rathhause zu sehen, theils auch, um ein *Te Deum* zu hören, welches der Pariserpöbel einige Priester, die, zu diesem Zwecke, aus der Nachbarschaft herbei geholt worden waren, mit allen, bei solchen Gelegenheiten üblichen Feyerlichkeiten, zu singen gezwungen hatte. Kaum war dieses Te Deum geendigt, als schon der Pöbel, mit Einer Stimme, das bekannte Lied sang: Vive Henri quatre, Vive ce Roi vaillant, u.s.w. Diese Mischung des Feierlichen und Religiösen mit dem Lustigen und Skurrilischen; die Mischung eines erhabenen Gesanges zu dem Lobe Gottes mit einem abgeschmackten Gassenhauer; diese Mischung hatte Etwas, das die Seele bis in das Innerste empörte, und (in der meinigen wenigstens) alle die herzerhebenden Empfindungen auf Einmal auslöschte, welche die rührende Feier des Bundesfestes in derselben erweckt hatte. Ich fühlte, mit Erschütterung, daß ich mich auf dem Greveplatze befand. Und dieses Gefühl erweckte auf einmal eine ganz neue Reihe von Ideen, die ich um Erlaubniß bitte, dem Leser mittheilen zu dürfen.

Der Pöbel verlief sich, und der Greveplatz wurde leer. Da stellte ich mich, dem Rathhause gegen über, unter den berüchtigten Laternenpfahl. Ueber mir war der eiserne Arm, an welchem die traurigen Hinrichtungen geschehen waren, und ich befand mich auf eben der Stelle, auf welcher die unglück-

lichen Schlachtopfer der unbesonnenen Wuth eines aufgebrachten Pöbels, ein Jahr vorher, an eben diesem Tage, gestanden hatten. In dem Platze, welchen ich jetzt vor mir hatte, sah ich das wahre Bild der unbeständigen und leichtsinnigen französischen Nation, welche, in wenigen Augenblicken, von einem Extrem zum andern überspringt, und von der überlegtesten Grausamkeit zur rauschendsten und unüberlegtesten Freude übergeht.

Der Greveplatz war, schon seit langer Zeit, derjenige Platz, auf welchem die rührendsten und die schrecklichsten Schauspiele, oft in wenigen Stunden, nach einander folgten. Auf dem Greveplatze wurden alle Verbrecher hingerichtet; auf dem Greveplatze wurden Triumphbogen errichtet, Erleuchtungen angebracht, und Geld ausgeworfen, so oft die Regierung, wegen der Geburt, oder wegen der Vermählung eines Prinzen, dem Volke ein öffentliches Freudenfest geben wollte. Man sah nicht das Unschickliche dieses Verfahrens. Niemand fiel es auf, daß eben die eisernen Pfosten, an welche man einen *Damiens*[1] und einen *Ravaillac*[2] bevestigte, um sie mit glühenden Zangen zu zwicken, ein paar Tage nachher einem abzubrennenden Feuerwerk zur Unterstützung dienten. Man fand es nicht empörend, daß auf demselben Gerüste, auf welchem *Cartouche*[3], *Nivet*[4], und tausend andre, waren gerädert oder lebendig verbrannt worden, bei öffentlichen Freudenfesten, Taschenspieler und Lustigmacher dem Volke ihre Possen vorgaukelten. Niemand hielt sich darüber auf, daß diese gefühllosen Menschen auf der Asche jener Unglücklichen herumtanzten.

Seit der Revolution ist es leider! noch nicht besser geworden. ... Schreckliche Hinrichtungen und freudige Erleuchtungen sind, auf diesem Platze, seit der Revolution, mit fürchterlicher Schnelligkeit, auf einander gefolgt. Und die Geschichte lehrt, daß niemals ein Volk so schnell vom Schrecken zur

---

[1] Robert François Damiens, geboren 1714 zu Tieuloy (Artois), wegen eines Attentats auf König Ludwig XV. hingerichtet in Paris am 28. März 1757.

[2] François Ravaillac, geboren 1578 zu Angoulème (Charente), ermordete aus Fanatismus den König Heinrich IV., gevierteilt dreizehn Tage später, am 27. Mai 1610, auf dem Grèveplatze.

[3] Louis Dominique Cartouche, geboren 1693 zu Paris, Anführer einer Bande von Dieben, welche die Normandie ausplünderten, verlegte später den Schauplatz seiner Taten nach Paris, wußte sich dank seiner Kühnheit und Verschlagenheit lange Zeit den Nachstellungen der Polizei zu entziehen, wurde aber schließlich in einer Pariser Vorstadtkneipe verhaftet und zur Strafe des Räderns verurteilt, die am 28. November 1721 auf dem Grèveplatze vollstreckt worden ist.

[4] Sainctin Lyvet (Nivet oder Nyvet) aus Meaux, ein Märtyrer seines calvinistischen Glaubens. Vom peinlichen Gerichtshofe zum Feuertode verurteilt, ist er am 10. Dezember 1548 auf dem Maubert-Platze in Paris hingerichtet worden.

Freude, und von der Freude zum Schrecken überzugehen fähig war, als das französische Volk, welches ohne Aufhören mit sich selbst im Widerspruche ist." (IV, 32—34.)

Es werden im folgenden noch, im Hinblick auf die erste Szene des dritten Aufzuges, einige Berichte mitgeteilt, die Girtanner seinen Quellen entnommen oder nach ihnen gearbeitet haben wird:

„Indessen versammelten sich, am zwanzigsten Junius [1792], bei Anbruch des Tages, die Einwohner der Vorstadt St. Antoine, mit Piken, Lanzen, Spießen, Beilen, Mistgabeln, Prügeln, Hacken, Sicheln, Sägen, Stachelstöcken, Pistolen, Säbeln und Bratspießen bewaffnet, unter Anführung des Bierbrauers Santerre, auf dem Platze der Bastille. Das Gesindel brachte einige Stunden damit zu, sich in Ordnung zu stellen, und sich zu berathschlagen, wie der Zug am besten einzurichten seyn möchte. Gegen eilf Uhr des Morgens erschienen auch die Einwohner der Vorstadt St. Marceau angeführt von dem Lakayen Alexander, und vereinigten sich auf dem Platze der Bastille mit den Bewohnern der Vorstadt St. Antoine. Bald nachher zog die unzählbare Menge mit großem Geschrei durch die Straßen nach dem Schlosse zu. Der Zug bestand aus Weibern, aus Kindern, und aus Männern, die mit den mannigfaltigsten Mordinstrumenten bewafnet waren. Unter ihnen befanden sich viele, die wie Wilde aussahen, lange Bärte und dicke Schnurrbärte trugen; andere waren halb nackt und mit den eckelhaftesten Lumpen bedeckt; noch andere, in Kohlenträger verkleidet, hatten sich das Gesicht mit Kohlenstaub und Ruß beschmiert, um sich unkenntlich zu machen. Auf den Straßen, durch welche der Zug ging, wurden alle, die sie antrafen, mitgenommen und gezwungen, sich an den Zug anzuschließen[a]. Handwerksgesellen, Lastträger, Landstreicher, Diebe, Mörder, Freudenmädchen, Negerinnen: überhaupt Alles, was die ungeheure Stadt Paris, Ekelhaftes, Verbrecherisches und Verabscheuungswürdiges, in ihren Mauern enthält, kam bei dieser Gelegenheit zusammen." (VIII, 349—350.)

„Am 30sten Junius [1789] wurden einige Soldaten, welche es gewagt hatten, sich den Befehlen ihrer Offiziere zu widersetzen, in Arrest genommen. Gegen Abend sprach man über diesen Vorfall in einem Kaffeehause des Palais Royal. Sogleich riefen einige von der Gesellschaft aus: ‚Wir wollen sie los machen! wir wollen sie los machen!' Der Haufe zog weg, und vergrößerte sich, auf den Straßen, allmählig, immer mehr und mehr. Man kommt zum Gefängnisse; man sprengt die Thüren ein und befreit die gefangenen Soldaten. Endlich, aber zu spät, schickt der Polizeilieutenant eine Kompagnie

---

[a] Journal général de France. 1792. No. 693.

Dragoner und eine Kompagnie Husaren gegen den aufrührerischen Haufen, aber der Pöbel fällt den Pferden in die Zügel und die Unordnung nimmt zu. Die immer geschäftige, heimlich wirkende Parthei [der Jakobiner], läßt Wein in Menge herbeibringen, der Pöbel betrinkt sich in Gesellschaft der gegen ihn abgeschickten Husaren und Dragoner, und diese stimmen das Freudengeschrei: ‚Hoch lebe die Nation!' mit ein. Die befreiten Gefangenen wurden im Triumphe nach dem Palais Royal geführt, und die Straße, in welcher das erbrochene Gefängniß lag, wurde erleuchtet." (I, 290.)

Am 17. Juni 1789 war der König von Versailles nach Paris gekommen und am Tore vom Maire der Stadt, Bailly, unter Übergabe der Schlüssel, mit einer Ansprache empfangen worden. Von da ging der Zug nach dem Rathause, vorbei an der in einer doppelten Reihe aufgestellten Bürgermiliz, unter die sich „Frauenzimmer, Weiber, junge Mädchen, Damen vom Stande, Kapuziner und andere Mönche" mischten, „welche alle den Degen oder die Flinte schulterten, in dem Augenblicke, da der König vorbei zog. Hinter dem Range der bewafneten Bürger waren Weiber, Kinder, Greise; alle Fenster, Balkons, und sogar die Dächer der Häuser, waren mit ihnen besetzt. Alle jauchzten und schrien: ‚Hoch lebe die Nation! Hoch lebe die Nation!' Weiber und Mädchen, in den Fenstern und auf den Balkons, warfen Nationalkokarden in vollen Händen herab. Andere warfen Nationalbänder in die Luft, und diese Bänder, vom Winde hin und her getrieben, schlängelten sich auf mannigfaltige Weise, und fielen zuletzt unter das jauchzende Volk, oder wurden von den Bajonetten der Bürgersoldaten aufgefangen, welche sich dieselben nachher, in Form eines Diadems, um ihre Stirne banden." (II, 81-82.)

Am fünften Oktober 1789 kam es vor dem Pariser Rathause zu turbulenten Auftritten. „Der wüthende Haufe verlangte Mord, blutige Hinrichtungen, und drohte, mit einem gräßlichen Geschrei, alle Mitglieder des Bürgerraths aufzuhängen. ... Die Männer hörten doch noch Vernunftgründe an, ... aber die Weiber hörten nicht, sondern blieben hartnäckig auf ihrem einmal gefaßten Vorsatze. Sie wollten das Rathhaus verbrennen und einreißen, und dann nach Versailles ziehen, um von der Nationalversammlung Rechenschaft über alles zu fordern, was dieselbe bisher gethan hatte[b]. Da nun Maillard (einer von denen, welche die Bastille eingenommen hatten) sahe, daß sich diese rasenden Weiber, von ihrem Entschlusse nach Versailles zu ziehen, durch Zureden nicht wollten abhalten lassen, so entschloß er sich selbst, sich an ihre Spitze zu stellen, und sie dahin anzuführen ... Ein Haufe Weiber, mit drei Trommelschlägern an ihrer Spitze, zog durch die Straßen,

[b] Témoin 8r.

um noch mehrere anzuwerben." Nach manchem erregten Zwischenfalle „brachen sie von den Elisäischen Feldern auf, und zogen nach Versailles. Maillard an ihrer Spitze, in ungepuderten, unfrisirten, fliegenden Haaren, in einem schwarzen Rocke, welcher ziemlich lumpicht aussah, und mit zwei bloßen Degen in der Hand ... Vorauf giengen acht bis zehn Trommelschläger, welche, auf Befehl der Weiber, ohne Aufhören trommeln mußten". (II, 365—370.)

Man wird von Girtanner, der noch mitten im Flusse der Ereignisse stand, und schrieb, nicht erwarten dürfen, daß er sich zur Höhe der Objektivität des Geschichtschreibers hätte erheben können. Wie aus dem zitierten Satze der Vorrede zum dreizehnten Bande zu schließen ist, hat er wohl auch keinen Anspruch auf diesen Titel gemacht. Es ist aber die Frage, ob er selbst bei größerem Abstande zu größerer Unbefangenheit in der Betrachtung und Beurteilung der Französischen Revolution gelangt wäre. Denn dem stand seine politische Überzeugung entgegen.

Girtanner lehnt eine Volksregierung ab; Unordnung und Grausamkeit seien unzertrennlich mit einer solchen verbunden. (II, 149—150.) Denn der Pöbel handle jederzeit aus Leidenschaft und niemals aus Vernunft. (IV, 216.) Die Gunst des Volkes, der Beifall des großen Publikums, sei „ein leerer Hauch; nicht werth, daß sich der Weise, der nur den Beifall seines eigenen Herzens" suche, und, wenn er diesen erhalte, der ganzen Welt trotze, darum bewerbe. (IV, 212.) Der schreckliche Zustand, in den das französische Reich im Verlaufe der Revolution gekommen sei, sei die notwendige Folge der darin eingeführten demokratischen Regierungsform, die dem Charakter des französischen Volkes nicht angemessen sei. (VII, 151; V, 67.) Erst dann, wenn die ausübende Gewalt (nämlich der König) ihr völliges Ansehen wiedererhalten habe, erst dann könne sie über der Ausübung der Gesetze wachen, erst dann würden Gesetzlosigkeit, Ausgelassenheit und Anarchie aufhören. (V, 10.)

Die Schuld an solchen Zuständen gibt Girtanner dem Klub der Jakobiner. Diese seien es eigentlich, welche die Revolution herbeigeführt hätten (VII, 79); sie seien die gefährlichsten Feinde der französischen Nation. (V, 281.) Begierig hätten sie jede Gelegenheit ergriffen, um das Volk aufzuwiegeln und zum Morden und Plündern anzureizen (V, 31); unablässig hätten sie daran gearbeitet, die Monarchie zu zerstören und die Republik aufzurichten (VIII, 392); ihnen und der Partei des Herzogs von Orléans sei die Hinrichtung des Königs (jene „schreckliche und ungerechte Handlung") zuzuschreiben. (XII, 1.) Freilich bleiben auch diesem Vorwürfe nicht erspart: er wird „allzu schwach und gutmüthig" genannt (IX, 141); diese „außerordentliche

Güte und Nachgiebigkeit" trügen die Schuld an seinem Unglück (XI, 613); nur „einige Kraft, einige Thätigkeit, einige Energie von Seiten Ludwigs, hätten Frankreich vom Untergange gerettet, und der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gegeben" (IX, 4.) Aller Abscheu Girtanners aber gilt doch den Maratisten, diesem „Abschaum der Menschheit" (XII, 114), insbesondere aber Camille Desmoulins, zeitweise einer der beiden Sekretäre Dantons. (IX, 255.) Girtanner kann sich nicht genug tun, immer neue Kennzeichnungen für ihn zu finden. Das beginnt bei dem „gedungenen Redner" (I, 278) und dem „demokratischen Schriftsteller" (III, 23) und geht sodann über den „rasenden Jakobiner" (V, 32) und den „Schwärmer" (V, 197) bis zum „litterärischen Mordbrenner" (VI, 214) und seiner Mitgliedschaft beim neuen Bürgerrate, die als „Bösewichter und Verbrecher" schon lange bekanntgewesen seien. (IX, 96.)

Am 15. Dezember 1792 hatte die Nationalkonvention ein Dekret beschlossen, welches die Proklamation betraf, die an die eroberten Völker zu erlassen sei. Diese, so glaubt Girtanner, habe bewirkt, daß nun „alle Wohldenkenden und Rechtschaffenen, die bis jetzt noch Anhänger der Frankreichischen Revolutionsgrundsätze gewesen waren, nunmehr aus ihrem Traume erwachten, und die Frankreicher nebst ihrer Revolutions-Gewalt haßten und verabscheuten". (X, 260—261.) Es hat ganz den Anschein, als sei Girtanner beflissen gewesen, diesen Abscheu durch sein Werk womöglich noch zu steigern. Zum mindesten wird ihm nachgesagt, daß es der Verherrlichung der Französischen Revolution nach Möglichkeit entgegengewirkt habe und darum nicht ohne Verdienst sei[1]. Dies zu erreichen, malt Girtanner die Schrecknisse, welche eine unvermeidliche Begleiterscheinung der Bürgerkriege, nicht nur in Paris, sondern auch in Avignon, Lyon und Nancy waren, in den grellsten Farben und verweilt bei der Schilderung all der vorgefallenen unmenschlichen Grausamkeiten, der grauenvollen Mißhandlungen und bestialischen Ermordungen, wobei dann immer wieder das fürchterliche Mordgeschrei ertöne: „An die Laterne! an die Laterne!"[2] Er legt sich die Frage vor, woher es denn komme, daß „die Weiber, diese sanften und weichen Geschöpfe, während allen blutigen Auftritten der schrecklichen Revolution, deren gräßliche Geschichte" zu beschreiben ihm zuteil geworden sei, „sich durch Grausamkeit und Unmenschlichkeit vor den Männern so sehr

---

[1] Frensdorff in der Allgem. Dtschen Biographie 9, 190.

[2] Siehe II, 167, 173—174, 471, 473; III, 58—59, 99, 199, 302, 315; IV, 52—53, 155, 312—320; V, 233—234; VI, 95; VII, 144; VIII, 261, 429, 433; IX, 85—86, 127, 254—283 (die Septembermorde), 294—295; XIII, 269.

ausgezeichnet" hätten (IX, 129); soweit er die Geschichte kenne, erzähle sie „keine Greuelthaten, von einer so entsetzlichen Art", als diejenigen seien, die während der Französischen Revolution vorfielen. (V, 245.)

Von dem Charakter der französischen Nation hat Girtanner eine sehr geringe Meinung; ob dazu sein längerer Aufenthalt in ihrer Mitte beigetragen hat, muß dahingestellt bleiben. In allem, was die konstituierende Versammlung getan habe, werde der „heftige, eigensinnige, flüchtige, scherzende, übereilte, eingebildete, eitle und unüberlegte Karakter" dieser Nation sichtbar genug. (II, 326—327.) Auch im folgenden werden ihr Leichtsinn, ihre Unbeständigkeit und Unüberlegtheit hervorgehoben. (II, 63; V, 253; VII, 221; VIII, 73.) Unbeständig aber sei das Volk, weil es niemals nach Grundsätzen handle, sondern immer nur dem Eindruck des gegenwärtigen Augenblickes folge. (II, 167; 474.) So aber sei der Pöbel immer gewesen: einen Tag wüte er und schlage Köpfe ab; den andern Tag vergöttere er, je nachdem er gestimmt werde. (II, 52.) Das in Bewegung gebrachte Volk, sage Peltier[1] ebenso schön als richtig, morde oder verschone, trinke Blut oder spreche von Menschlichkeit, fluche oder gehorche, lache oder weine, mißhandle oder bete an, wie ihm vorgeschrieben werde; gleich einer Marionette mache es diese oder jene Bewegung, je nachdem dieser oder jener Faden angezogen werde." (IX, 270.)

In Zeiten, wie die, welche Girtanner beschreibt, wo keine Sicherheit mehr vorhanden zu sein scheint und Ungewißheit über der Zukunft liegt, haben Gerüchte ein leichtes Spiel. So war es auch in Paris: sie wurden ebensoleicht geglaubt als schnell verbreitet. Denn die „leichtgläubigen und unwissenden" Pariser seien, unter allen Völkern des Erdbodens, gerade dasjenige, welches sich am leichtesten von Demagogen führen lasse. Es brauche nicht einmal Kunst dazu, sie zu führen. Ein charakteristischer Zug der Pariser sei es, daß sie an nichts zweifelten. (III, 19—20.)

---

[1] Der aus Nantes gebürtige Journalist Jean Gabriel Peltier (gest. 31. März 1825 in Paris). Er griff die konstituierende Nationalversammlung an, mußte nach dem 10. August 1792 (dem Tage der Erstürmung der Tuilerien) nach London gehen und gründete dort 1800 den „Ambigu", eine Zeitschrift, deren erste Nummern, gegen Napoleon gerichtet, sich durch äußerste Giftigkeit auszeichneten. Der erste Konsul, der sich durch die Angriffe Peltiers tief verletzt fühlte, beklagte sich darüber beim englischen Ministerium, erhielt jedoch zur Antwort, in England herrsche Pressefreiheit. Nun wurde Peltier auf Betreiben des französischen Gesandten wegen Verleumdung vor den höchsten englischen Gerichtshof geladen, jedoch dank der glänzenden Verteidigung durch den berühmten Anwalt Sir John Mackintosh nur zu einer geringfügigen Geldstrafe und in die Kosten des Prozesses verurteilt. — Von diesem Prozesse spricht auch Bourrienne, a. a. O. T. 4, S. 305—307.

So entwirft denn Girtanner das folgende Gemälde: „Die Stadt Paris war zu dieser Zeit [Mitte des Jahres 1792] in einer sehr traurigen Lage. Zu allen den Uebeln, welche mit einer gänzlichen Unthätigkeit und Kraftlosigkeit der ausübenden Gewalt allemal nothwendig verbunden seyn müssen, gesellten sich noch die schwarzen Bilder einer furchtsamen und erschrockenen Einbildungskraft; eingebildete Uebel vergrößerten noch die wirklichen. Die Stadt Paris war von einem panischen Schrecken ergriffen. Bürger und Handwerker ließen ihre Geschäfte und ihre friedlichen Arbeiten liegen, und liefen bewaffnet in den Straßen herum ... Ueberall versammelten sich, an den Ecken der Straßen, Haufen von Bürgern, welche zusammenliefen, um Neuigkeiten zu hören. Unter diese Haufen mischten sich Beutelschneider, Spieler, Abentheurer, Chevaliers d'Industie, Müßiggänger und Spione, welche ihren Vortheil dabei fanden, das Volk in beständigem Schrecken zu erhalten. Diese streuten den Saamen der Zwietracht, durch allerhand Gerüchte, Verdacht, und selbsterfundene Geschichten aus; sie munterten das Volk zur Rache auf, und machten die Ideen von Ruhe; von Einigkeit; von Vergebung alles dessen, was vorher geschehen war, sogar lächerlich. ... Man sprach von Verschwörungen, von heimlichen Anschlägen, von versteckten Planen, von einer Kontrerevolution: und alle diese Erzählungen, so ungegründet und ungereimt sie auch größtentheils seyn mogten, giengen von Mund zu Mund, wurden begierig aufgenommen, bereitwillig geglaubt, und vergrößerten sich immer mehr, je weiter sie sich ausbreiteten [a]. Die Furchtsamkeit, der Argwohn und das Mißtrauen des Volkes, nahmen immer mehr und mehr zu: aus unbedeutenden Kleinigkeiten schuf sich der Pöbel Ungeheuer." (II, 168—169.) Solche Gerüchte stellt Girtanner als Mittel der Jakobiner hin, das Volk in Furcht und Schrecken zu versetzen, es gegen den König und die Königin aufzubringen und ihre revolutionären Ziele zu erreichen. Das eine Mal erregen sie eine künstliche Hungersnot; sie sagen, die Aristokraten wollten das Volk aushungern und es stehe in der Macht des Königs, Brot im Überflusse zu beschaffen (II, 350—351); dann wieder: das ganze Märzfeld sei untergraben und mit Schießpulver angefüllt, und am Tage des Festes (vom 14. Juli 1790) werde es mit allen darauf befindlichen Menschen in die Luft gesprengt werden. (IV, 15.)

Dazu vergleiche man die Behauptung des Schneidermeisters im ersten Auftritt des dritten Aktes, er könne eine Revolution stiften.

Die staatspolitischen Umwälzungen, der Sturz der Monarchie, das Ringen um eine neue Form der Verfassung, die Eroberung fremder Länder und der

---

[a] Callide vulgatum, temere creditum. Tacit. Hist.

Versuch, deren Bewohner zu den Glaubenssätzen der Republikaner zu bekehren, der Untergang endlich alter religiöser Überzeugungen und sittlicher Gebote, hatte, im Verein mit dem Charakter der Franzosen, wie Girtanner ihn sieht, noch eine unausweichliche Folge: ein tiefes Mißtrauen in die dauernde Gültigkeit des Eides. Seiner Heiligkeit entkleidet, mußte er brüchig und unverbindlich werden. Als, wenige Tage nach der Flucht Lafayettes (im August 1792) drei Kommissarien zu der in Lothringen stehenden Armee des Generals Luckner gesandt wurden, war dieser gleich bereit, den Eid zu schwören, den man von ihm verlangte, „ohne sich darum zu bekümmern, ob dieser zweite Eid mit seinem ersten, welchen er der Konstitution geschworen hatte, im Widerspruche stehe, oder nicht" (IX, 184—185), und als zu Beginn des folgenden Jahres französische Generäle holländischen Boden betraten, sollten sie die Oberherrschaft des Volkes ausrufen und den Einwohnern ankündigen, „daß sie von allen Eiden, wozu die gegenwärtige Verfassung sie verpflichte, frei seien, besonders von dem, im Jahre 1788 dem Statthalter geleisteten Eide". (XIII, 5.)

Friedrich Buchholz, der Girtanners Werk fortgesetzt hat, wurde am 5. Februar 1768 in Alt-Ruppin geboren, hatte zunächst Theologie studiert, war später Lehrer an der Ritterakademie Brandenburg und lebte seit 1800 als freier Schriftsteller in Berlin[1]. Er hatte nicht die Absicht, in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten, gesteht vielmehr in der aus Berlin vom 31. März 1802 datierten Vorrede zum vierzehnten Bande, daß er nicht mit ihm rivalisiere und übrigens glaube, ihn in einer „liberaleren Behandlung des großen Gegenstandes" übertroffen zu haben. Durch das genauere Studium der Revolutionsgeschichte sei er von allem Glauben an Bosheit und allen damit zusammenhängenden Vorurtheilen einmal für allemal genesen. Die ganze Schreckensperiode erscheine ihm „als das Produkt der Schöngeisterei, im Gegensatz von Genie, und Grausamkeit nur als das Surrogat besserer Hülfsmittel". Die zerrissenen Sozialverhältnisse hätten durch andere und, wo möglich, bessere ersetzt werden müssen. Der Verstand der Machthaber sei dieser Aufgabe um so mehr erlegen, weil sie ihnen von außen erschwert worden sei. Man habe die Tugend zu Hilfe gerufen, und so sei das Blut in Strömen geflossen, ohne daß man im Mittelpunkte der Handlung selbst gewußt habe, wohin es fließe. Ohne Rousseau's gesellschaftlichen Vertrag — so glaube er noch immer — würde die Schreckensperiode minder blutig gewesen sein; wenigstens sei es erwiesen, daß Robespierre dieses Werk, das sich ganz

[1] Vgl. über ihn Wilmont Haacke in der „Neuen Deutschen Biographie", Bd. 2, 1955, S. 701—702.

um die Tugend drehe und denjenigen, der daraus lernen wolle zu organisieren, notwendig irreführen müsse, nicht aus den Händen gelegt habe. Die Schreckensperiode sei notwendig gewesen, und es werde eine Zeit kommen, wo man auf die französische Revolution mit ebenso ruhigem Blicke hinsehen werde, als auf die Völkerwanderungen, die Kreuzfahrten und die Reformation. Dann würden Robespierre, Pitt und alle diejenigen, die zugleich Gegenstände des Abscheus und der Verwunderung gewesen seien, in einem ganz anderen Lichte erscheinen; denn dann werde man einsehen, daß alle diese Männer etwas ganz anderes und weit mehr geleistet hätten, als sie hätten leisten wollen; daß in ihren Lastern und Tugenden die Mittel verborgen gelegen hätten, um große Resultate hervorzubringen; mit einem Worte: daß gerade diese Leidenschaften notwendig gewesen seien, wenn die Natur zu ihren Zwecken hätte gelangen wollen. Das höchste Interesse der Geschichte bestehe darin, daß man in der Notwendigkeit die Freiheit erblicke. (XIV, III—X.)

Buchholz betrachtet alle Kämpfe im Innern als Versuche zur Feststellung der Sozialverhältnisse, alle Kämpfe an den Grenzen als Versuche zur Feststellung der Nationalverhältnisse. Darum hat er in seiner Darstellung beide voneinander abgesondert. Die siebenundzwanzigste (und letzte) Abteilung seiner Fortsetzung endet demgemäß mit der Verwandlung des Konvents in eine Direktorialregierung, d. h. mit dem 26. Oktober 1795, und mit der Eroberung der holländischen Kolonie am Kap der Guten Hoffnung durch die Engländer. Auf S. 274 erscheint zum ersten Male der Name Bonapartes als eines „jungen Militärs von großer Entschlossenheit"; wenige Seiten nachher (S. 287—289) wird eine Skizze seines Lebensganges eingefügt.

Es genüge, aus den von Buchholz geschriebenen Bänden ein paar Stellen herauszuheben, die als Beleg für Erfahrungen dienen können, die bereits in den früheren zu finden waren: wie wandelbar Standpunkte und Begriffe seien, und wie wandelbar auch die Gunst des Volkes. In der Sitzung vom 26. Nivose (15. Januar 1795) trat Bonin als Mitglied der Kommission der Einundzwanzig und des Sicherheitsausschusses auf, um den Konvent zur Verzeihung aller politischen Verbrechen zu bewegen, die im Laufe der Revolution begangen worden seien. In dieser Rede sagte er, in dem Chaos, aus dem man sich soeben herausgearbeitet habe, dürfte es schwierig sein, das wirkliche Verbrechen mit Sicherheit von der Verirrung des Augenblickes zu unterscheiden. „Seit zwei Jahren beten wir des Morgens an, was wir den Abend vorher zerschmettert hatten, und morgen werden wir wieder zerschmettern, was wir heute anbeteten." (XVI, 215.) Carrier, der Mitschuld an den in Nantes verübten Greueln angeklagt, bejammerte in seiner Verteidigungsrede das un-

glückliche Geschick derjenigen, „welche zur Gründung einer neuen Ordnung der Dinge beitragen müßten; ein Geschick, vermöge welches sich für alle öffentliche Beamte der tarpejische Fels immer in der Nähe des Kapitols befände. Vor sechs Monden wäre sein Haupt mit Lorbeer bekränzt worden; jetzt klage man ihn an." (XVI, 157—158.) Und Collot d'Herbois, einer der „großen Verbrecher", stellte vor dem Revolutionstribunale fest: „Es giebt noch ein anderes großes Prinzip, welchem wir, vermöge seiner Heilsamkeit für demokratische Regierungen, trotz der schmerzlichen Erfahrung, die wir davon machen, unsern Beifall nicht versagen können. Es besteht darin, daß diejenigen, welche mit einer ausgebreiteten Macht bekleidet waren, nothwendig in Ungunst fallen müssen. In der Natur der Volksregierungen liegt es, daß sie eifersüchtig sind, und daß Ungunst unmittelbar auf Macht folgt. Darüber muß man sich also weder verwundern noch beklagen." (XVI, 250.)

Im Jahre 1797, indes Girtanners „Historische Nachrichten und politische Betrachtungen" noch weit von ihrer Vollendung entfernt waren, erschien (gleichfalls bei Unger in Berlin) die „Geschichte von Frankreich" von Karl Ludwig Woltmann, damals außerordentlicher Professor an der Universität Jena. Das Werk, dessen zeitliche Begrenzung durch den Untertitel: „Von der Herrschaft der Römer bis zum Sturz der Girondisten während der Revolution" kenntlich gemacht wird, hat Grabbe im zweiten Bande der ersten Lieferung von Woltmanns „sämmtlichen Werken" (Berlin, Rücker 1827) vorgelegen, die von Karoline v. Woltmann herausgegeben worden sind. Darin findet sich die Darstellung der Geschicke Frankreichs von der Regierung Ludwigs XVI. an, die §. 46—50 füllend, auf den S. 339—506.

Wenn Franz Xaver von Wegele in seiner „Geschichte der Deutschen Historiographie" feststellt, daß Woltmann versucht habe, durch die Kunst der Form und räsonnierende Betrachtung den Mangel an sorgfältiger und methodischer Forschungsarbeit zu ersetzen[1], so wird man dies hier bestätigt finden. Die Fülle der Begebenheiten auf das Wesentliche zusammendrängend, die Wirksamkeit des Geschriebenen nie aus den Augen verlierend, eilt Woltmann dem Höhepunkt zu, wo, um mit Grabbe zu sprechen, die Geschichte selbst dramatisch wird: dem „Kampf zwischen der Gironde und den Freunden der Anarchie", der mit dem Untergange der Girondisten endet.

In der aus Jena vom 3. April 1796 datierten Vorrede bemerkt Woltmann zu dem „Abrisse" der Geschichte der Französischen Revolution, über manche ihrer dunklen Punkte werde sich vielleicht durch psychologische Forschung

---

[1] München und Leipzig 1885 (= Geschichte der Wissenschaften in Deutschland. Neuere Zeit. Bd. 20.) S. 922.

noch Licht verbreiten lassen. „Auch möchte es kaum für die Nachwelt möglich seyn, nach Entwicklung der großen Grundursachen der Revolution, deren vornehmste sicher in dem Gange liegt, welchen die französische Cultur nahm, irgend einen andern durchführenden Gesichtspunct zu nehmen, als den psychologischen". Wann sei „je das Schicksal einer Weltbegebenheit so sehr das Werk von der Individualität einzelner Männer gewesen, als die Revolutionen der französischen Revolution?" (S. 5—6.) Dieser Grundüberzeugung gemäß bemerkt er (S. 342), von allen französischen Schriftstellern hätten Voltaire und Rousseau der Revolution am meisten vorgearbeitet; findet er aber auf der anderen Seite (S. 346), eine ihrer Ursachen habe in der geringen Achtung gelegen, die der König genossen, und in dem Hasse, den man gegen seine Gemahlin gehegt habe. Dies jedoch ist Woltmann nicht das Wesentliche; sein Blick sucht es im französischen Volkscharakter und der Kultur, die durch ihn bedingt ist. Das ganze Schicksal des französischen Volkes — so schreibt er darüber (S. 340) — „machte nothwendig eine Phantasie, welche ihre erfindende Kraft ganz den Leidenschaften geweiht" habe, „zum herrschenden Zuge im Character desselben". Bisher hätten diese Phantasie und der ungestüme Hang zur Veränderung, von dem sie begleitet gewesen sei, „theils an auswärtigen Unternehmungen und dem Heroismus bei denselben, theils an den vielen kleinen Beschäftigungen, worin sich die französische Nationaleitelkeit gefiel, Nahrung genug gefunden: auch" sei „nach dem Einschlummern der Stände die öffentliche Aufmerksamkeit und Theilnahme durch den Kampf zwischen den Partheien in der Religion und am Hofe sehr angezogen. Jetzt aber" sei „die Periode der Cultur gekommen, in welcher bei der Mitwirkung von vielen andern Umständen der Character des Volks von der Einbildungskraft und den Leidenschaften getrieben eine gänzliche Revolution des Staats" habe fordern müssen.

Im übrigen wäre aus Woltmanns Werke nur noch eine Stelle herauszuheben, wo er von den „gräßlichsten Mördern" spricht, die „in Avignon sich in Blut berauscht" hätten und, „die Gesellschaft der Eisgrube genannt, vom Herzog von Orleans besoldet" gewesen seien (S. 498); ein Beweis dafür, welches Aufsehn diese Begebenheit erregt hat, von der später noch ausführlicher die Rede sein wird.

Knapp drei Jahrzehnte nach dem Ende der Französischen Revolution, daher aus größerem zeitlichem Abstande als die beiden bis jetzt behandelten Werke, nämlich 1824, ist dasjenige eines französischen Geschichtschreibers erschienen: die „Histoire de la Révolution française" Auguste Mignets, die großes Aufsehen erregte und sehr bald in eine Reihe fremder Sprachen übersetzt wurde, im folgenden Jahre auch in die deutsche.

Mignet geht in der Richtung des von Friedrich Buchholz eingeschlagenen Weges weiter und gelangt damit zu einem Standpunkte, der demjenigen Girtanners entgegengesetzt ist. Während man diesem nachgerühmt hatte, daß er mit seiner abschreckenden Darstellung dazu beigetragen habe, den anfänglich sich zeigenden Enthusiasmus zu dämpfen, hat man Mignet vorgeworfen, er habe allzu sehr danach getrachtet, eine Apologie zu schreiben, indem er mit der Nützlichkeit der Ergebnisse die Mittel entschuldigt habe, durch die sie erzielt worden seien. (Didot-Hoefer 35, 489.)

Sein Urteil findet sich in folgenden Sätzen der Einleitung: Die „Revolution hat nicht allein die politische Gewalt modificirt, sie hat die ganze innere Existenz der Nation verändert. Die gesellschaftlichen Formen des Mittelalters bestanden noch. Der Boden war in feindliche Provinzen, die Menschen waren in streitige Classen getheilt. Der Adel hatte alle Gewalt verloren, ob er gleich seine Auszeichnungen beibehalten; das Volk besaß keine Rechte, das Königthum hatte keine Schranken, und Frankreich war der Verwirrung ministerieller Willkühr, abgesonderten Verwaltungen und körperschaftlicher Privilegien Preis gegeben. An die Stelle dieser Mißbräuche hat die Revolution eine der Gerechtigkeit und unsern Zeiten mehr anpassende Ordnung gesetzt. Sie hat die Willkühr durch das Gesetz, die Privilegien durch die Gleichheit ersetzt; sie hat die Menschen von dem Unterschied der Classen, den Boden von der Sperre der Provinzen, den Gewerbfleiß von den Hemmungen der Corporationen und Zünfte, den Ackerbau von feudaler Dienstbarkeit und dem Drucke des Zehnten, das Eigenthum von dem Zwang der Substitutionen befreit, und Alles auf einen Staat, ein Recht, ein Volk zurückgeführt." (S. 1—2.)

Grabbe hat sich das bereits früher zur Hand genommene Werk während der Arbeit am „Napoleon" ein zweites Mal von der Öffentlichen Bibliothek entliehen, aber wohl nur, um sich im allgemeinen zu orientieren. Im einzelnen hat es in seinem Drama keine sichtbaren Spuren hinterlassen.

Der „Almanach der Revolutions-Charactere" sowie die drei kurzen Aufsätze des Fürsten von Ligne können übergangen werden; denn sie haben für den „Napoleon" nichts hergegeben. Dagegen lohnt es sich, zu denjenigen Christoph Martin Wielands und den „Considérations" der Germaine de Staël, Neckers geistvoller Tochter, einige Worte zu sagen.

Wielands Aufsätze kommen als Quelle des „Napoleon" kaum in Betracht. Es sind ihrer vierzehn, geschrieben in der Zeit vom August 1789 bis zum Jahre 1794, und sie sind politischen Charakters. Wieland versucht in ihnen, ein Urteil über die Französische Revolution zu finden, wobei er die Vernunft zur obersten Richterin macht. Nach anfänglicher, beinahe enthusiastischer

Zustimmung wird er immer skeptischer. Ehemals, so schreibt er einmal, sei es eine despotische Aristokratie gewesen, welche Frankreich zugrunde gerichtet habe, jetzt (im Januar 1792) sei es eine übel organisierte Demokratie, die, allen an sich noch so trefflichen Gesetzen zu Trotze, dieses Reich verhindern werde, sich wieder aufzurichten. (S. 218.) Seine Überlegungen führen, nicht immer gradlinig, nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. zu völliger Ablehnung. Nun findet er sehr harte Worte, um seinem Abscheu vor dem, was in Frankreich geschehen war und noch geschieht, Ausdruck zu verleihen. Er spricht von dem „unbegreiflichen Unsinne der Gallischen Schwärmer und Fakzionsmänner", der „gewaltsam versuchten Einführung ihrer wahnsinnigen, den Nahmen der Demokratie beschimpfenden Sankülloterie in Brabant und einigen Theilen von Deutschland" (S. 347), Sansculotten und Jakobiner hält er für Correlata, und er ist dessen gewiß, daß beide „nur unter den Ruinen ihres Vaterlandes aufhören" würden zu sein, was sie sind. (S. 419.) Frage man ihn aber, was aus allem diesem endlich werden könne oder müsse, so gehe die Antwort über seine Fähigkeit. Was ihm indessen sehr wahrscheinlich vorkomme, sei: „daß, wofern sich in irgend einem unbekannten Winkel Frankreichs irgend ein verborgener Dschengis befände, der in aller Stille einen jungen Tifan[1] aufzöge und bildete, dieser neue Tifan, wenn er endlich zur rechten Zeit hervor träte, alle Herzen (so viele die Revoluzion noch übrig gelassen hätte) erobern, über Jakobinismus und Sankülotterie triumfieren, und der Stifter einer neuen, bessern und wieder einige Zeit dauernden Ordnung der Dinge in Frankreich (vielleicht, durch sein Beyspiel, in ganz Europa) werden würde." (S. 420.)

Noch aber verdienen ein paar Stellen herausgehoben zu werden.

In der „Kosmopolitischen Addresse an die Französische Nationalversammlung, von Eleutherius Filoceltes", geschrieben im Oktober 1789, liest man von Wielands Befürchtung, daß alles, was die französische Nation vor der Hand beim vorgenommenen Tausche gewonnen habe, darin bestehe, „daß die so genannte Aristokratie einer demokratischen Oligarchie Platz machen mußte, und daß die vier und zwanzig Millionen Menschen, — die mit aller Majestät, Herrlichkeit und Allgewalt, womit sie von den redseligen Demagogen dekoriert" würden, „noch immer größten Theils sehr arme Wichte" seien, „anstatt eines einzigen Königs, nun die Ehre" hätten,

---

[1] Der „Wiederhersteller seines Vaterlandes", der „Gesetzgeber, der Held, der Weise, der Vater seines Volkes, der geliebteste und der glücklichste unter allen Königen", mit dessen Geschichte Danischmend den Sultan unterhält. Siehe Wielands „Goldnen Spiegel", Band 2, Abschnitt 5.

„von zwölf hundert kleinen Melks[1] (mit Hrn. von Voltaire zu reden) an der Nase geführt zu werden". (S. 64.) Eine dieser recht ähnlichen Wendung gebraucht Napoleon bei seinen Schlußworten in der letzten Szene des Grabbeschen Dramas.

Ferner erscheinen folgende Sätze bemerkenswert, wenn man sie neben Grabbes politisches Bekenntnis stellt, wie es sich in „Friedrich der Rothbart" (IV, 348—350) sowie in seinen Briefen an Wolfgang Menzel vom 15. Januar 1831 (VI, 14) und an Kettembeil vom 20. Juli 1831 (VI, 25) finden: „Lassen Sie uns also nicht erwarten, daß eine Nazion, die, nach den Schilderungen und Geständnissen ihrer eigenen Schriftsteller und Wortführer, unter einer glänzenden Außenseite einen fürchterlichen Grad von fysischer und sittlicher Verderbniß verbirgt, durch die Freyheit in Patrioten, durch eine demokratische Konstituzion in tugendhafte Menschen werde umgeschaffen werden." (S. 220.) „Die Menschen können nur dadurch glücklicher werden, wenn sie vernünftiger und moralischer werden." (S. 427—428.) „Soll es jemahls besser um die Menschheit stehen, so muß die Reform nicht bey Regierungsformen und Konstituzionen, sondern bey den einzelnen Menschen anfangen." (S. 432.)[2]

Die „Considérations sur les principaux événemens de la révolution françoise" der Baronin Germaine de Staël, 1818 zuerst veröffentlicht, sind in dem von Grabbe entliehenen zwölften Bande der „Oeuvres complètes" nur mit ihrem ersten Teile enthalten. Er endet mit der Annahme der Verfassung, genannt Verfassung von 1791. Begonnen hatte sie das Werk in der Absicht,

---

[1] „Das arabische Wort Malik, Melek bedeutet ‚König'. Im Dictionnaire philosophique gibt Voltaire ‚imperator, melch, baal, bel' usw. als Synonyma von ‚roi'. Die zwölf hundert kleinen Melks sind die 1200 Mitglieder der National-Versammlung. Mirabeau beschuldigte den Minister Saint-Priest am 5. 6. Oktober 1789 dem Volke gesagt zu haben: ‚Da ihr einen König hattet, hattet ihr Brod; nun habt ihr ihrer 1200, geht verlangt Brod von ihnen' (Götting. hist. Magazin, VI. Bd., 1790, S. 538)." (Wielands Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Deutschen Kommission der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Abt. I: Werke. Bd. 15. Hrsg. von Wilhelm Kurrelmeyer. Berlin 1930. S. A 89, zu 327, 28.)

[2] Die gleiche Lehre verkündet Wieland in der Fortsetzung des „Goldnen Spiegels", die er ein Jahr nach den „Briefen über die französische Revolution" auf Wunsch Göschens, seines Verlegers, verfaßt hat. „Wie vollkommen" — so heißt es darin — „die Verfassung eines Staates sein mag, bei der Vollziehung kommt alles auf die Beschaffenheit der Menschen an, in deren Händen die Gewalt ist." Daß Grabbe dieses Werk gekannt habe, ist jedoch nicht erweislich. (Vgl. Alfred Sterns Vortrag: „Wieland und die französische Revolution" in den „Reden, Vorträgen und Abhandlungen", Stuttgart und Berlin, Cotta 1914, S. 134—66, mit zahlreichen Literaturangaben.)

es aus den Akten und politischen Schriften ihres Vaters Jacques Necker zu schöpfen. Im Verlaufe der Arbeit hatte sich ihr Plan geändert, und sie unternahm es nun, einerseits die wichtigsten Ereignisse der Französischen Revolution zu schildern, andererseits ein Bild Englands zu zeichnen, und zwar, um die Ansichten Neckers über die politischen Institutionen dieses Landes zu rechtfertigen. Vorangestellt sind „Considérations sur l'histoire de France". Es sind also gleichsam zwei Teile miteinander verflochten: ein allgemeinerer, als dessen Thema man die Idee der Freiheit im Kampfe gegen ihre Widersacher Despotie und Intoleranz ansehen kann, und ein besonderer, nämlich die Darstellung der Rolle, welche Necker als zweimaliger Finanzminister (26. August 1788 bis 11. Juli 1789; 16. Juli 1789 bis September 1790) während der in Frage stehenden Jahre gespielt hat.

Germaine de Staël beginnt das erste Kapitel mit dem Satze: „La révolution de France est une des grandes époques de l'ordre social." Als deren Geschichtschreiberin läßt sie sich von der Grundüberzeugung leiten, daß das, was man den Männern dieser Umwälzung zuschreibe, in Wahrheit durch die Jahrhunderte vorbereitet worden sei. (S. 9.) Diese Ansicht wiederholt sie später, indem sie betont, daß kein einzelner Mensch als Urheber der Revolution angesehen werden dürfe. (S. 117—118.) Nicht Männer machen also Geschichte, vielmehr sind es — so ihr Glaube — die Zeitumstände, die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Demgemäß finden sich bei ihr Sätze wie: „Un homme d'esprit a dit avec raison que la littérature étoit l'expression de la société", wenn auch mit dem Zusatze: „si cela est vrai ..." (S. 47), und: „Il faut juger les actions et les écrits d'après leur date." (S. 49.)

Germaine Necker hat die Begebenheiten, von denen sie berichtet, miterlebt; manches kann sie als Augenzeugin schildern. Dazu gehören die Ereignisse des fünften und sechsten Oktobers 1789, die dem elften Kapitel des zweiten Teiles (S. 334—348) zugewiesen sind. Eine aufgewühlte Volksmenge war damals in das Schloß zu Versailles eingedrungen, Menschen waren umgebracht worden, und die königliche Familie in Lebensgefahr geraten, um sich am Ende gezwungen zu sehen, dem Drucke von unten nachzugeben und nach Paris überzusiedeln. In der Beschreibung des von Paris her sich heranwälzenden Zuges heißt es: „Des femmes et des enfans armés de piques et de faux se pressoient de toutes parts. Les dernières classes du peuple étoient encore plus abruties par l'ivresse que par la fureur. Au milieu de cette bande infernale, des hommes se vantoient d'avoir recu le nom de c o u p e - t ê t e s, et promettoient de le mériter." (S. 342.)

Zu vermerken bleibt, daß auch Frau von Staël die Veränderlichkeit der politischen Institutionen Frankreichs einräumt: „De toutes les monarchies

modernes, la France est certainement celle dont les institutions politiques ont été les plus arbitraires et les plus variables" (S. 136), versucht aber, dies geschichtlich zu begründen, und nimmt den Charakter des französischen Volkes in Schutz, möglicherweise zu stillschweigender Widerlegung von Autoren, die vor ihr geschrieben haben: „On a beau parler avec dédain du caractère françois, il veut énergiquement ce qu'il veut." (S. 56.) Und was die von ihm während der Revolution begangenen Grausamkeiten angeht, die so viel Entsetzen hervorgerufen haben, so begnügt sie sich nicht damit, wie etwa Christoph Girtanner, die Tatsachen zu konstatieren, sondern denkt über die Ursache nach: „La misère accroit l'ignorance, l'ignorance accroit la misère; et, quand on se demande pourquoi le peuple françois a été si cruel dans la révolution, on ne peut en trouver la cause que dans l'absence de bonheur, qui conduit à l'absence de moralité." (S. 87.)

Wie seine kindlichen Spiele bezeugen, hat Grabbe die Persönlichkeit Napoleon Bonapartes schon in einem sehr frühen Stadium seiner Entwicklung als große geschichtliche Persönlichkeit erlebt. Ob er dabei nur seinem eingeborenen untrüglichen Instinkt gefolgt ist oder äußere Einflüsse maßgebend gewesen sind, etwa von seiten des Vaters, eines Lehrers oder sonstwoher, ist unbekannt. Sein Wissen um Taten und Schicksal seines Helden konnte lange Zeit nur aus mündlicher Überlieferung fließen, wie dies bereits zu Eingang dieser Studie bemerkt worden ist. Unter dem, was nach Zieglers Bericht (S. 15) der Knabe „kreuz und quer durch einander" las, erscheinen zwar geschichtliche Werke, jedoch nichts, was insbesondere Napoleon zum Gegenstande gehabt hätte. Es mochte wohl sein, daß die Eindrücke, welche durch eine leidenschaftlich erlebte Gegenwart bewirkt wurden, mächtiger waren als alles, was aus gedruckten Quellen hätte erfaßt werden können.

Die beiden bedeutsamsten dokumentarischen Publikationen erschienen, nachdem vor allem einige kriegsgeschichtliche Schriften vorausgegangen waren, erst zu Beginn des dritten Jahrzehnts, nämlich die „Oeuvres de Napoléon Bonaparte" (6 Bände, Paris 1821—22) und die „Mémoires pour servir à l'histoire de France, sous Napoléon, écrits à Sainte-Hélène, par les généraux qui ont partagé sa captivité . . ." (8 Bände, Paris 1823—25). Sie wurden von der Öffentlichen Bibliothek in Detmold angeschafft, und Grabbe entlieh davon im Jahre 1825, nachdem er sich in den Advokatenberuf eingelebt hatte, insgesamt sechs Bände, den ersten der „Oeuvres" und den ersten, vierten und sechsten der „Mémoires", nebst dem ersten Ergänzungsbande der „Notes et Mélanges".

Der Band der „Oeuvres" ist dem ersten italienischen Feldzuge (1796 bis 1797) gewidmet, die im ersten der „Mémoires" belegten reichen von der Be-

lagerung Toulons bis zur Rückkehr Bonapartes nach Frankreich (am 2. Juli 1800). Der vierte Band hat die Kapitel „Tolentino", „Corse", „Tagliamento", „Léoben", „Venise", „Négociations en 1797", „Journée du dix-huit fructidor", „Paix de Campo-Formio", „Paris" und „Observations", der sechste: „Situation politique de l'Europe en 1798", „Politique du Directoire", „Administration intérieure du Directoire", „Vendée" und „Séconde coalition contre la France".

Wie diese Kapitelüberschriften lehren, behandeln diese Bände die Anfänge von Napoleons Laufbahn, mit Ausnahme der Belagerung und Einnahme von Toulon (Dezember 1793), die Ereignisse der Jahre 1796—1800. Die Fülle der Bulletins, Proklamationen, diplomatischen Noten und anderen originalen Schriftstücke, welche den ersten Teil der „Oeuvres" füllen — um nur einen Band herauszugreifen —, läßt im Leser ein überaus reiches, wenn auch natürlich einseitiges Bild des Feldzuges in Italien während der Jahre 1796—97 mit so entscheidenden Waffentaten wie der Erstürmung der Brücke von Lodi (am 10. Mai 1796) und dem Siege von Arcole (vom 15.—17. November 1796) erstehen, wie nicht minder Napoleons als Feldherr, Organisator und Diplomat, im ganzen aber erlebt man mit diesen Geschichtswerken doch eine Zeit, die für Grabbes Drama nicht wesentlich ist. So wird man feststellen dürfen, daß, wenn sich der Dichter, vier Jahre vor dessen Konzeption, damit befaßte, die Vorstellung, welche er damals von Napoleon und seiner Epoche in sich trug, sich gewiß vertiefte, abrundete, vielleicht auch berichtigte, im übrigen aber nur an der Grundlage gearbeitet wurde, auf der er später seinen Bau errichten konnte.

Sechs der Bücher, die sich Grabbe von der Öffentlichen Bibliothek in Detmold entliehen hat, sind kriegsgeschichtlichen Charakters und haben Feldzüge der Jahre 1809—1815 zum Gegenstande, allein drei den Zug der Großen Armee nach Rußland im Jahre 1812. Drei ihrer Verfasser sind Franzosen; sämtlich Kriegsteilnehmer, die das, was sie schildern, miterlebt haben.

Den Feldzug des Jahres 1809 schildert Jean-Jacques-Germain, Baron Pelet. Das Werk gehört zu einer Reihe von „Memoiren über die Kriege des Kaisers Napoleon in Europa. Seit 1796 bis 1815", die unter den Leitspruch „Ehre und Vaterland" gestellt ist. Niemals, so meint der Verfasser, hätten die Talente Napoleons glänzender gestrahlt, als in diesem Feldzuge. Nach seiner eigenen, oft wiederholten Aussage seien die Schlachten von Abenberg, von Landshut und Eckmühl „seine schönsten, kühnsten, und glücklichst gedachten Manövers" gewesen. (I, 194.)

Pelet, geboren am 15. Juli 1777 in Toulouse, gestorben in Paris am 20. Dezember 1858, hat an den Feldzügen in Italien, Calabrien, Österreich

und Polen teilgenommen, ebenso am russischen, in dem er, dem Generalstabe zugeordnet, am Angriff auf Smolensk beteiligt war und sich beim Rückzuge auszeichnete.

Sein Buch soll der Wahrheit dienen. Weit entfernt von dem Anspruche, die Geschichte zu schreiben, will er ihr nur die Materialien bereiten. (I, XX.) Die Quellen, aus denen es gespeist ist, sind (nach dem Untertitel) Pelets ausführliche Tagebücher, seine bei der Armee auf Befehl angestellten Untersuchungen, Napoleons Korrespondenz mit dem Major-General sowie viele bis dahin ungedruckte Aktenstücke. Die Memoiren sind dazu bestimmt, „das Fundament der Geschichte und Politik des Kaiserreiches" aufzustellen (I, XXVII), sie sollen dem Ruhme der französischen Waffen die Weihe geben (I, XXIII) und, da man der Masse der Tapferen das Verdienst ihrer Taten rauben wolle, indem man die Quelle ihrer Hingebung angreife, „die vielen glänzenden Handlungen, die hohen Waffenthaten" verteidigen, damit Europa wisse, daß, wer dabei mitgewirkt habe, der großen Dinge, die es bewundere, noch würdig sei. (I, XXII.)

Pelets Buch ist mithin nicht nur die minutiöse Analyse der Strategie, die sich in dem von ihm dargestellten Feldzuge bewährt hatte, sondern zugleich eine Verteidigungsschrift. Er sieht die edlen Absichten des Kaisers verkannt, dessen Wohltaten mit Undank vergolten, und dies erfüllt ihn mit unverhohlener Bitterkeit. Er hat sich in der Nähe des Kaisers befunden, er hat ihn mit Sorgfalt beobachtet, und zwar mehr „auf dem Schlachtfelde, wo der Mensch in jedem Augenblicke sich zeigt, als an den Höfen, wo die Hüllen undurchdringlich sind"; darum glaubt er, Napoleons Persönlichkeit, seinen Charakter und insbesondere sein Kriegs-System erkannt zu haben und, von dieser Kenntnis unterstützt, nun auch besser als ein anderer sein politisches System zu verstehen. (I, XXI.)

Wie sieht Pelet den Kaiser?

Er war an die Stelle der Revolution getreten; er wollte „ihre Stürme besänftigen, ihren Wohlthaten die Weihe geben, ihre ausführbaren Verbesserungen ins Werk setzen"; er regelte und organisierte sie. (I, 5.) Aus dem Volke hervorgegangen, war er der wahre Freund der Völker und der ganzen Menschheit (II, 10), stand er auf seiten der Demokratie (I, 79), der freisinnigen Ansichten und der moralischen Revolution gegen die Aristokratie (I, 10/11). Er war der Heros, der mit starker Hand die erschütterten Throne zu stützen, die Monarchien zu kräftigen und zu verjüngen gedachte. (I, 61, 78.) Weit mehr Stifter und Gesetzgeber (I, 19), wollte er nicht erobern und zerstören, sondern beruhigen und organisieren. (I, 18, 19.) Was er erobern wollte, war nur der Friede; sein großes Ziel: Europa zu beruhigen und den

allgemeinen Frieden zu sichern. (I, V.) Dies aber geschah: „Napoleon, immer herausgefordert, und — um seine Herrschaft zu befestigen, und die Wunden der Revolution vollends zu heilen — des Friedens immer bedürftig, wurde überall als unersättlicher, nach der Universal-Herrschaft strebender Eroberer hingestellt". Jede seiner Handlungen „nannte man Unterdrückung, und die Vertheidigung, zu der er immerfort gezwungen war, einen unaufhörlichen Angriff". (I, 60, 61.) So sah er sich genötigt, zu kämpfen und zu siegen; jeden Zuwachs an Macht aber wollte er nur in den Dienst seiner großen Aufgabe stellen: der Welt den Frieden zu bringen. (I, 6.) Selbst den Krieg mit Rußland zu vermeiden, hat er alles getan, wiewohl er die Gefahr nicht verkannte, die dem Westen von dort her drohte. (I, 18, 52, 122.) „Der Widerwille gegen den Krieg hatte sich seiner ebensowohl bemächtigt, wie seiner Marschälle und vieler seiner Generale"; er war des Krieges müde geworden. (II, 235.) In diesem Kampfe ist Napoleon unterlegen. Sieger über ihn war die Koalition mit Österreich, dessen Regierung von einer Feudal-Kaste beherrscht war, England mit seiner „macchiavellischen" Politik (I, 77), Deutschland mit seinen „überspannten Philosophen", seinen „enthusiastischen Publicisten" und dem Verein für Moral und Wissenschaft (I, 52—53), und schließlich das „ländergierige" Rußland (II, 107.) Was ihm den Untergang gebracht hat, war, nach dem von Pelet zitierten Ausspruche eines ungenannten Ministers, die „Liebe zum Guten, zur Ordnung, nicht allein in Frankreich, sondern in Europa". (II, 235.) In seiner Hand hatte das Schicksal der Welt gelegen, die er mit der Wohltat der Ruhe hatte beglücken wollen. Darum sei sein Untergang zu beklagen. (II, 2.) Wem, so müsse man sich fragen, habe sein Sturz genützt? Den Engländern für eine kurze Zeit, und der russischen Macht, die versuche, Frankreichs Erbschaft sich anzueignen. (I, V.) „Welches Beispiel" — dies folgert der Verfasser aus all seinen Erfahrungen und Betrachtungen — „der Nichtigkeit menschlicher Größe; so oft erneuert in unsern Zeiten, in welchen wir Mächtige dahin gebracht sahen, unstät die Welt zu durchwandern; die Ungunst ihres Geschickes in der Dunkelheit zu verbergen und die Ruhe der niedersten Classen zu beneiden; ja, in welchen wir noch schrecklichere Unglücksfälle erlebt haben! Welche großen Lehren für Fürsten und Völker, Mäßigung, Gerechtigkeit und Vergessenheit zu üben!" (II, 215—216.)[1]

[1] Wenn Grabbe bei seiner Lektüre des Buches bis S. 190 des zweiten Bandes gekommen ist, so konnte er dort die folgende Stelle lesen: Als Napoleon auf seinem Vormarsche nach Wien sich St. Pölten näherte, zeigte ihm ein Bürger von Mölk, der ihm als Wegweiser diente, „von weitem die Thürme des Schloßes Dirnstein, wo Richard Löwenherz, von dem Meere und den Menschen, die noch grausamer und

Wenn sich auch die Begebenheiten, die von Ségur und Chambray dargestellt werden, nicht mehr als vier Jahre später zugetragen haben, so wird man in den Büchern der beiden Autoren doch einen anderen Napoleon treffen, insbesondere einen gewandelten Feldherrn. Vielleicht, daß Pelets Bemerkung über des Kaisers spürbar werdende Kriegsmüdigkeit darauf vorbereitet.

Philippe-Paul, Graf von Ségur, geboren am 4. November 1780, gestorben am 25. Februar 1873, war im russischen Feldzuge Brigadegeneral im Gefolge Napoleons. Seine zweibändige „Histoire de Napoléon et de la grande armée pendant 1812" ist 1824, im selben Jahre wie die „Mémoires de la guerre de 1809" Pelets erschienen. Berühmt wegen seiner glänzenden Darstellung, hatte sie sogleich einen großen Erfolg und wurde in beinahe sämtliche europäische Sprachen übersetzt. Ségur erzählt von den Ereignissen, die er miterlebt hat und an denen er beteiligt gewesen ist. Als Staatsmann enthüllt er die Absichten und Pläne des Kriegszuges, als Taktiker zeichnet er ihren Verlauf nach; dabei bleibt er stets auf psychologische Vertiefung bedacht. Gleichwohl steht sein Werk in dem Rufe, vielfach ein falsches Bild der Geschehnisse zu geben.

---

tückischer sind, als das blinde Element, verrathen, zum Lohn für seine Gros-Thaten im heiligen Land, eingesperrt ward. Der Kaiser hielt still und blickte lange nach diesen Ruinen. Als er seinen Weg wieder fortsezte, sagte er zu Berthier und Lannes: ‚Auch dieser hat in Palästina und in Syrien Krieg geführt, und ist glücklicher gewesen, als wir in Saint-Jean d'Acre, aber nicht tapferer als du, braver Lannes! Er hatte den großen Saladin geschlagen! ... und doch, kaum war er an der europäischen Küste gelandet, fällt er Menschen in die Hände, die ihn gewiß nicht aufwogen. Er wird von einem Herzog von Oesterreich an einen deutschen Kaiser verkauft, der ihn einsperren läßt, und nur durch diesen Zug von Grausamkeit bekannt ist ... Der lezte von seinem Hofe, Blondel, blieb ihm allein getreu; allein seine Nation that alles, um ihn zu befreien.' Napoleon schien seine Augen von diesen Thürmen nicht abwenden zu können. Er fügte noch hinzu: ‚So waren übrigens die Zeiten der Barbarei, die man uns dummerweise so schön malt, wo der Vater seine Kinder, die Frau ihren Mann, der Unterthan seinen Fürsten, der Krieger seinen Feldherrn opferte, wo man alles ohne Scham und sogar ohne Verstellung aus Gelddurst und Herrschsucht that ...! Wie sehr haben sich diese Zeiten nun geändert! Welche Fortschritte hat unsere Civilisation gemacht! Meine Herren! Sie haben Kaiser und Könige, ihre Residenzen und ihre Staaten in meiner Gewalt gesehen; ich habe von ihnen weder ein Lösegeld, noch ein Opfer gefordert, das der Ehre zu nahe trat! Und dieser Nachfolger von Leopold und Heinrich, der schon mehr als zur Hälfte besiegt ist, wird nicht mehr Schaden davon haben als das letztemal, ungeachtet seines ziemlich treulosen Angriffs ...!" (II, 190—191.) — Wenn auch diese Stelle sicherlich in den Dienst der Tendenz des ganzen Buches gestellt ist, so kann sie doch deutlich machen, in welchem Maße Grabbe demgegenüber die fraglichen Persönlichkeiten und Begebenheiten noch mit den Augen der Romantik gesehen hat.

Es veranlaßte den Grafen Gourgaud, einen der Begleiter Napoleons in die Gefangenschaft auf St. Helena, zu einem „Examen critique", was zu einem Zweikampfe zwischen den beiden Autoren führte[1].

Man ist in der Tat im Zweifel, ob man diese „Historie" als das Werk eines Geschichtschreibers ansehen soll, schon wegen Ségurs Gepflogenheit, den handelnden Personen in der Art des Thukydides und Titus Livius Gespräche in den Mund zu legen. Sicherlich hat er es nicht nur aus eigenen Beobachtungen gespeist, jedoch über Quellen anderer Art sich nicht geäußert[2]. Zutreffender bezeichnet man es vielleicht als ein Heldenepos — nicht Napoleons, sondern der Großen Armee, als ein Denkmal, zu ihrem Ruhme errichtet. „Mais enfin", — so heißt es zu Beginn des ersten Kapitels des zwölften Buches — „puisqu'il fut dans notre destinée de pousser le malheur comme le bonheur jusqu'à l'invraisemblance, j'essaierai de tenir jusqu'au bout la parole que je vous ai donnée. Aussi bien, quand l'histoire des grands hommes rapporte même leurs derniers momens, de quel droit tairais-je le dernier soupir de la grande-armée expirante. Tout d'elle appartient à la renommée, ce grand gémissement, comme ses cris de victoire. Tout en elle fut grand; notre sort sera d'étonner les siècles à force d'éclat et de deuil! Triste consolation, mais la seule qui nous reste; car, n'en doutez pas, compagnons, le bruit d'une si grande chute retentira dans cet avenir, où les grandes infortunes immortalisent autant que les grandes gloires." (S. 800.)

Napoleon selbst hat, nach Ségurs Darstellung, den Gipfel seines Feldherrngenies und seines Ruhmes überschritten; seine Laufbahn fällt. Sein von Sorgen und Leiden ermüdeter Geist fühlt sich geschwächt; hinzu kommen die Schmerzen einer körperlichen Krankheit (der Dysurie), die in ihm das Vorgefühl des nahen Todes erregen. Sein Unternehmungsgeist ist vermindert, er ist unschlüssig und schwankend und hält die Ungeduld, die sich seiner bemächtigt, für Eingebungen seines Genies. (S. 201.) Dem Selbstbetruge geneigt, hofft er, was er wünscht, wie Menschen, die lange glücklich gewesen sind. (S. 480.) Er scheint nur den Rat annehmen zu wollen, der seinem Entschlusse schmeichelt; ungünstige Nachrichten weist er, übelgelaunt und ungläubig, zurück. (S. 89.) Fatalist, der er ist, glaubt er an seinen Stern. (S. 746.) Inmitten all der Unglücksfälle, all der namenlosen Leiden, bleibt das Ansehen Napoleons bei seinen Kriegern ebenso unerschüttert wie ihr Vertrauen zu ihm. Das Heer gleicht einer unglücklichen Familie, deren Oberhaupt vielleicht

---

[1] Vgl. Didot-Hoefer, „Nouvelle Biographie Générale", Bd. 43, Sp. 713—715.

[2] Pelet teilt in seinem Werke mit, daß General Ségur die beiden Bände seines während des russischen Feldzuges geführten Tagebuches eine Zeitlang zu seiner Disposition gehabt hat. (I, XVI, Anm.)

am meisten zu beklagen ist. Napoleon und die Große Armee bewahren gegeneinander ein vornehmes Schweigen der Trauer; man ist zu stolz, um mit Klagen sein Herz zu erleichtern, und zu erfahren, um deren Nutzlosigkeit zu verkennen. So marschiert man stumm, alle Kräfte für den Kampf gegen eine feindliche Natur aufsparend, „restant soumis encore par souvenir, par suite d'impressions reçues dans un meilleur tems, et beaucoup par un honneur, par un amour de gloire, exalté par vingt ans de triomphes, et dont la chaleur survivait et combattait encore." (S. 794—795).

Immer wieder wird diese heroische Haltung hervorgehoben: „Les faibles restes de la grande-armée ne plièrent point sous ce faix. Son ombre déjà presque détrônée se montra toujours imposante; elle conserva son air de souveraine: vaincue par les élémens, elle garda devant les hommes ses formes victorieuses et dominatrices." (S. 840.) Ein besonderes Blatt in diesem Ruhmeskranze wird dem heldenmütigen Marschall Ney gewidmet (S. 365 bis 366), dabei aber auch dessen Ungestüm nicht verschwiegen (S. 242 „l'ardeur impatiente"; 366 „emportement"); ein Zug, den Napoleon im Grabbeschen Drama mit Unwillen vermerkt.

Psycholog, der er ist, legt sich Ségur die Frage vor, was diese Menschen zu ihren Handlungen treibt. Bei Napoleon ist es das Verlangen, die Erde mehr und mehr mit seiner Macht zu erfüllen, bewirkt durch diese unbegreifliche, stets wachsende Größe seiner Seele, deren Ehrgeiz zu Anfang kein anderes Ziel hatte als ein simples Spiel und mit dem Streben nach Weltherrschaft endete (S. 316); bei seinen Soldaten Ruhm und Unsterblichkeit. Was hatte sie in dies unstete und abenteuerliche Leben hineingestoßen? Sie waren keine Barbaren, die ausgezogen waren, mildere Klimate, bequemere Unterkünfte, berauschende Schauspiele oder größere Reichtümer zu suchen. Im Gegenteil! Sie besaßen alle diese Güter, sie erfreuten sich so vieler Annehmlichkeiten, und alles dies hatten sie verlassen, um ohne Obdach zu leben, ohne Brot, um täglich, einer nach dem andern, tot oder verstümmelt zu fallen. „Quelle nécessité les a poussés?" fragt Ségur. „Eh quoi donc? si ce n'est la confiance dans un chef jusque là infaillible! l'ambition d'achever un grand ouvrage glorieusement commencé! l'enivrement de la victoire, et surtout cette insatiable passion de la gloire, cet instinct puissant, qui pousse l'homme à la mort, pour chercher l'immortalité." (S. 564.)

Ségur glaubt an den Ruhm. Im fünften Kapitel des zehnten Buches schildert er eines der zahlreichen Rückzugsgefechte. Der Kampf beginnt, aber Napoleon versagt. Unfrei in ihren Unternehmungen, sehen sich die Franzosen auf die Verteidigung beschränkt. Mühelos, ja sogar ohne Feuer, wären die Russen imstande gewesen, den Kaiser samt seiner schwachen Truppe zu ver-

nichten. In diesem gefahrvollen Augenblicke aber zeigt es sich, daß der Ruhm kein nichtiger Schatten ist, sondern eine wirkliche Macht, doppelt gewaltig vermöge des unbeugsamen Stolzes, mit dem er seine Günstlinge begnadet, und der ängstlichen Vorsichtsmaßregeln, die er denen aufzwingt, die es wagen, ihn herauszufordern. Die Russen getrauen sich nicht, anzugreifen! Der Anblick des Eroberers von Ägypten und von Europa hält sie in Bann. „Les Pyramides, Marengo, Austerlitz, Friedland, une armée de victoires, semblèrent s'élever entre lui et tous ces Russes: on eût pu croire que, pour ces peuples soumis et superstitieux, une rénommée si extraordinaire avait quelque chose de surnaturel; qu'ils la jugeaient hors de leur portée, et qu'ils croyaient ne devoir l'attaquer et ne pouvoir l'atteindre que de loin; enfin, contre cette vieille garde, contre cette forteresse vivante, contre cette colonne de granit, comme son chef l'avait appelée, les hommes étaient impuisans, et que des canons pouvaient seuls la démolir." (S. 668)

Der Schluß dieser Stelle ist noch aus einem besonderen Grunde wörtlich angeführt worden, nämlich wegen der darin vorkommenden Bezeichnung „colonne de granit". Die letzten Worte, mit denen sich im „Napoleon" der geschlagene Kaiser von seiner alten Garde verabschiedet, sind „Granitkolonne, lebe wohl!" Es ist die Frage, wo Grabbe das Kompositum her hat, für das sich weder in dem erst 1958 erschienenen Bande des Grimmschen Wörterbuchs, in dem die mit „Gr" beginnenden Wörter behandelt sind[1], noch bei Sanders[2] ein Beleg findet. Somit wäre es nicht unwahrscheinlich, daß es durch die Lektüre Ségurs angeregt worden ist. Nun bedeutet „colonne" zunächst „Säule", und deshalb hat Franz Kottenkamp die Wendung „colonne de granit" in seiner 1836 bei Hoff in Mannheim erschienenen Übersetzung der „Histoire de Napoléon" (S. 415) mit „Granitsäule" wiedergegeben. Sicherlich ist dies korrekt, aber zweifelhaft, ob auch sinngemäß. Denn „colonne" ist zugleich ein militärischer Fachausdruck mit der Bedeutung „Kolonne", und in der Welt des Soldaten verdient diese Bedeutung den Vorzug. Hatte Grabbe also wirklich die Wahl zwischen „Kolonne von Granit" und „Granitkolonne" und entschied er sich für das zweite, so wäre ihm, ganz aus dem Geiste seines dramatischen Werkes, eine wahrhaft prachtvolle Wortprägung gelungen.

Um dem russischen Feldzuge einen Sinn zu geben, ordnet ihn Ségur in einen großen Kampf des Nordens gegen den Süden ein. Auf den mit Eis bedeckten Gipfeln Europas, so meint er, von wo aus sich einstmals eine solche Menge

---

[1] Bd. 4, Abt. 1, T. 5, Sp. 1867.

[2] Wörterbuch der Deutschen Sprache, Bd. 1, Leipzig 1860, S. 972 [a].

von Barbaren herabgestürzt habe, sah Napoleon alle Elemente einer neuen Überschwemmung sich bilden. Dagegen hatten bis dahin Österreich und Preußen einen wirkungsvollen Schutzwall gebildet; er selbst aber war es gewesen, der ihn umgeworfen oder erniedrigt hatte. So war er allein als Verteidiger westlicher Zivilisation gegen die rohe Unwissenheit, die Habgier der armen Völker des Nordens und gegen den Ehrgeiz ihres Kaisers und seines Adels übriggeblieben. Indes habe der große Mann die Natur nicht bezwingen können; bei der gewaltigen Anstrengung, diesen jähen Abhang hinabzusteigen, habe es ihm an Kraft gemangelt, und nun wähne dieser Norden, siegreich im Verteidigungskriege gegen den Süden, wie er es im Mittelalter im Angriffe gewesen sei, er sei unangreifbar und unwiderstehlich. (S. 60, 876—877.)

In Übereinstimmung mit der Ansicht über Rußland, die hier Napoleon zugeschrieben wird, hat auch Grabbe drei Jahre später (in seinem an Kettembeil gerichteten Briefe vom 3. August 1827) von dem Plane gesprochen, ein Politiker zu werden und ein Buch über die Gefahr zu verfassen, welche von Rußland drohe, sowie über die Mittel, sie zu hemmen. (V, 291.)

Der Marquis Georges von Chambray, geboren zu Paris 1783, gestorben gegen 1850, war Hauptmann bei der Artillerie zu Pferde in der kaiserlichen Garde und hat am Feldzuge nach Rußland von der Zeit an teilgenommen, da der Rückzug der Großen Armee begann. Verwundet geriet er in russische Gefangenschaft, wurde nach der Ukraine gebracht, mußte nachher lange Rekonvaleszent bleiben, hat aber seine völlige Gesundheit nie wiedererlangt[1]. Sein Werk ist das Ergebnis langjähriger Arbeit und eindringlichen Quellenstudiums.

Im Gegensatze zu Ségur hat der Marquis eine sachliche und nüchterne Darstellung der Ereignisse geliefert, so daß sein Werk den Ruf der Treue genießt. So aufwühlende Schilderungen, wie die der Nacht vor der Schlacht an der Moskwa (Ségur S. 360—363) oder die von Napoleons Ritt über das Schlachtfeld nach errungenem Siege (Ségur S. 395—399) findet man bei ihm nicht. Er schreibt als Stratege, und nur als ein solcher. Dagegen berühren sich die beiden Autoren in der Charakteristik des Kaisers. Denn Chambray, weit entfernt, dem Feldherrn Unfehlbarkeit zuzuschreiben, scheut vor harter Kritik nicht zurück, die er aber in gleicher Weise am Gegner übt, und die Zahl der Fehler, die er auf französischer Seite glaubt rügen zu müssen, ist beträchtlich. In Übereinstimmung mit Ségur stellt er zu wiederholten Malen fest, daß Napoleon sich den Stand der Dinge nach seinen Wünschen gedacht habe, daß

[1] Didot-Hoefer, a. a. O. IX, 598—599.

man, um ihm zu gefallen, die Sachen nicht so habe darstellen dürfen, wie sie waren, sondern wie er sie zu sehen wünschte. (I, 37, 111; II, 37.) Schon das Vorhaben des Feldzuges nennt Chambray „unsinnig" (II, 42), und seit der Einnahme Moskaus habe der Stolz des Eroberers ihn in einer völligen Verblendung seiner Lage gehalten. (II, 37.) So war die Katastrophe unvermeidlich.

Gegenüber dem, mit kritischem Auge gesehenen Bilde, das die französischen Autoren von dem Feldherrn Napoleon gezeichnet haben, hat sich Grabbe seine selbständige Auffassung bewahrt. Wenn er ihn von Ehrgeiz getrieben und den Krieg sein Lebenselement sein läßt, so stimmt er mit ihnen überein. Dagegen leitet er die Niederlage bei Waterloo nicht von vermindertem Talente oder nachlassender Kraft her. Napoleon zeigt an diesem entscheidenden Tage keinerlei Unentschlossenheit, hält vielmehr „Verräterei, Zufall und Mißgeschick" für die Ursache des Zusammenbruchs.

Wieder einem anderen Typus des Schriftstellers gehört Christian Heinrich Adolf Henke (1775—1843) an, den die drei in deutscher Sprache geschriebenen Bücher zum Verfasser haben. Er war Mediziner, in den fraglichen Jahren Professor an der Universität in Erlangen, jedoch infolge der Kriegsereignisse in solch wirtschaftlicher Bedrängnis, daß er sich genötigt sah, seinen Lebensunterhalt durch literarische Arbeiten zu erwerben, deren Richtung durch den lebhaften Anteil bestimmt wurde, den er an den politischen Verhältnissen des Vaterlandes nahm. Zuerst schrieb er die Geschichte des Feldzuges der Verbündeten im Jahre 1813, ein Buch, das rasch vergriffen war, so daß mehrere Auflagen nötig waren. Ihm ließ er die Darstellung der kriegerischen Ereignisse während der Jahre 1814 und 1815 folgen. Als Quelle zum „Napoleon" kommt nur das letzte in Betracht.

Es ist das Werk nicht so sehr eines um objektive Darstellung wenigstens bemühten Geschichtschreibers, als vielmehr eines deutschen Patrioten, mithin aus einem doppelten Gefühle hervorgegangen: dem des Stolzes auf deutsche Kraft und Tüchtigkeit und dem des Hasses gegen das französische Volk, so daß die Charakteristik, die er ihm zuteil werden läßt, an Herbheit derjenigen Girtanners gleichkommt. Eine leidenschaftslose, ruhige Würdigung von Personen und Begebenheiten wird man von solch einer, stellenweise in den Ton des politischen Pamphlets verfallenden Arbeit nicht erwarten können.

In Henkes Augen ist das französische Volk müßig, eitel und unbeständig (S. 2), aufgeblasen und ruhmsüchtig (S. 52), es hat sich geehrt gefühlt durch den Glanz von Napoleons Siegen (S. 54). Von der Französischen Revolution sprechend, räumt er ein, daß Frankreich, „seit einem Jahrhundert durch Schwelgerei, Unsittlichkeit, Leichtsinn und Ausschweifung seiner Großen, durch die Freigeisterei seiner Gelehrten und Philosophen, durch die Unthätig-

keit schwacher Regierungen, in physische und geistige Entartung versunken", „physisch erkräftigt und neugeboren" daraus hervorgegangen sei; denn das Ringen im Kampfe wecke die Kräfte. Ihre Folge aber sei gewesen: gänzliche „Entartung der Sitten, tiefe Verderbniß des Geistes und Gemüths". (S. 51.)

Napoleon nennt er zwar (S. 16) einen „gewaltigen Geist", findet aber auf der anderen Seite, daß ihm „Tugend, Recht, Gesetz nur eitle Namen und Thorheiten", unbändige „Herrschsucht und schrankenloser Ehrgeiz" die einzigen Bestimmungsgründe seiner Handlungen gewesen seien. (S. 52.) In blutigen Feldzügen habe seine „wüthende Eroberungssucht" den Kern der französischen Bevölkerung vernichtet; der „Wahnsinn eines ehrgeizigen Eroberers" habe sie ins Verderben gestürzt. (S. 5.)

Das Buch bietet mehr, als sein Titel verspricht. Denn der zweiten Abteilung, welche die Darstellung des Feldzuges der kaiserlich-österreichischen Armee in Italien gegen Neapel im Jahre 1815 enthält, und der dritten mit der des Feldzuges der verbündeten Heere in Frankreich geht eine erste voraus mit der „Uebersicht der Begebenheiten seit Napoleons Entweichung von der Insel Elba, bis zur Eröffnung des Feldzuges von 1815", und folgt eine vierte, den „Politischen Vorgängen in Frankreich nach dem Ausbruch des Krieges" gewidmet. Innerhalb der dritten Abteilung macht die Schilderung der beiden Schlachten bei Ligny und von Belle Alliance sowie des Treffens bei Quatre-Bras, einschließlich aller Vorbereitungen, nur einen Bruchteil des Ganzen aus. (Sie findet sich auf den Seiten 274—316.)

Die als Quelle des „Napoleon" bedeutsamste Partie ist der erste Abschnitt der ersten Abteilung mit der „Darstellung der Unternehmungen Napoleons und seiner politischen Verhältnisse in Frankreich vor dem Anfange des Feldzuges von 1815". Aus dem darin entworfenen Bilde sind (in stetem Hinblick auf den ersten Akt des Grabbeschen Dramas) folgende Züge herauszuheben:

Die Häupter der Unzufriedenen in Frankreich haben eine über das ganze Land ausgebreitete Verschwörung gebildet, mit dem Ziele, die Herrschaft der Bourbonen zu stürzen. Die ersten, welche diesen Gedanken gefaßt haben, sind Carnot, Fouché und Thibaudeau. Am 26. Februar schifft sich Napoleon, begleitet von etwa 1000 Soldaten, auf vier Schiffen ein; am 1. März landet er im Meerbusen von Juan. Am 6. März geht das siebente Regiment unter dem Obersten Labédoyère aus Grenoble zu ihm über. Am 10. zieht er in Lyon ein.

Die erste Botschaft von Napoleons Landung kommt erst am 5. März nach Paris; von Lyon aus ist sie durch den Telegraphen gemeldet worden. Marschall Ney wird vom Könige empfangen, bittet um eine Anstellung bei den gegen Bonaparte marschierenden Truppen und versichert, es werde der schönste Tag seines Lebens sein, wenn er dem Regenten Beweise seiner Treue

geben könne. Bald darauf verrät er ihn, „recht bedächtlich und methodisch". (S. 36.)

Der Herzog von Angoulême begibt sich mit seiner Gemahlin nach Bordeaux, um dort ein Armeekorps zu sammeln. In gleicher Absicht treffen der Graf von Artois und der Herzog von Orléans in Lyon ein. Sie erlassen Verordnungen und Aufrufe, ziehen Truppen zusammen, um dem Feinde entgegenzurücken, und der Graf von Artois tut alles, sich ihrer zu versichern. Er weiß nicht, „daß man in Frankreich nichts vermag, wenn man als Agent des Auslandes und gegen die Ehre und die Sache des Volkes auftritt. ‚Rufe doch, es lebe der König!' ", sagt der Graf „zu einem narbenvollen Dragoner vom 13ten Regiment". „Nein!", ist die Antwort, „kein Soldat wird gegen seinen Vater streiten! Ich kann nur mit: Es lebe der Kaiser! antworten." Der Graf von Artois steigt in seinen Wagen und verläßt Lyon, von einem einzigen Gendarmen begleitet. (S. 43.)[1]

Der Vorsmarsch Napoleons geht weiter und wird zu einem Triumphzuge. „Seit lange haben wir Euch erwartet!" ruft man ihm zu, „befreit Frankreich vom Hochmuth des Adels, von den Ansprüchen der Priester, von der Schmach des fremden Joches!" Einmal hält er unterwegs Musterung über 6000 Soldaten, die zu ihm gestoßen sind, und in einem Augenblick sind sie alle mit der Nationalkokarde geschmückt. Sie ist alt und abgenutzt, denn jeder hatte die seinige, als er sie abnehmen mußte, in seinem Tornister verborgen. (S. 42.) Am zwanzigsten Tage nach seiner Landung zieht Napoleon in Paris ein.

Wie war dies möglich? fragt Henke.

Er kennzeichnet die Stimmung unter der Bevölkerung und unter den alten Soldaten, die dem Kaiser, der sie so oft zum Siege geführt hat, mit unwandelbarer Treue ergeben und von den in der Armee getroffenen Neuerungen mit Verachtung oder Ingrimm erfüllt sind. Die Persönlichkeit des Königs, sein Alter, seine Gebrechlichkeit, sind nicht dazu geeignet, Ehrfurcht und Achtung im Volke zu erwecken. Der Herzog von Berry empört durch Übermut und Ungeschliffenheit die Gemüter. Die in ganzen Scharen aus dem Auslande heimgekehrten Ausgewanderten, der alte Adel, der dort Hunger und Kummer erlitten, seine früheren Ansprüche aber nicht verlernt hat, diese „verachteten, verzerrten Gestalten in alter Hoftracht, die aus den Gräbern aufgestanden zu seyn schienen", und täglich zu Tausenden an den königlichen Tafeln gespeist werden, erregen ebensosehr Spott wie Unwillen der Pariser, aber auch Besorgnis bei den Käufern der Nationalgüter, Inhabern der vormaligen Besitzungen

[1] Man vergleiche dazu ein ähnliches Erlebnis des Herzogs von Berry, von dem Venturini in seiner „Chronik", Bd. 12, 1815, S. 197, erzählt.

der Emigranten. Die frömmelnde Stimmung der Herzogin von Angoulême, die Wiederherstellung der kirchlichen Gebräuche, die Feier des Sonntags und der Kirchenfeste sind den Menschen, jeglichem religiösen Sinne und kirchlichen Zwange entfremdet, ein Stein des Anstoßes und eine Ursache der Abneigung. (S. 57—59.) Dagegen sucht Napoleon „die Ueberzeugung zu verbreiten, daß er gesonnen sey eine friedliche Regierung zu führen, daß er seine vorigen Pläne und Grundsätze durchaus aufgegeben habe und nur den liberalsten Ideen folge." (S. 65.) —

Es bleibt die Schilderung des Maifeldes (S. 260 ff.). Sie ist ein Seitenstück zu der, die Girtanner vom großen Nationalfeste gegeben hat. Wenn es sich aber bei beiden Festlichkeiten um ganz verschiedene Anlässe und Zeiten handelt und es die spätere ist, die Grabbe für seinen „Napoleon" verwertet hat, so möchten wir doch geneigt sein, die Wahrscheinlichkeit eines stärkeren Einflusses auf die Gestaltung jener ersten Szene des vierten Aktes für Girtanner anzunehmen. Girtanner hat sich als Berichterstatter unter die Menge der Hunderttausende begeben, die dem feierlichen Akte beiwohnen wollen, um darüber zu schreiben, um seinem Buche ein weiteres Kapitel einfügen zu können. Als er nun aber den Jubel und die Begeisterung dieser Versammlung erlebt, da teilt sich dieser brandende Enthusiasmus ihm mit, seine Seele wird eins mit der Seele dieser in einem großen Gefühle geeinten Masse, er hört auf, der kühle und um ein sachliches Urteil bemühte Beobachter zu sein, und so hat sein Bericht nicht nur den Vorzug, das Erlebte zu unmittelbarer Anschauung zu bringen, es glimmt in ihm auch etwas von dem Feuer und der inneren Ergriffenheit nach, ist in ihm etwas von der Atmosphäre jenes denkwürdigen Tages festgehalten. Anders bei Henke. Dessen Erzählung, den Quellen entnommen, ist die kühle, nüchterne Chronik.

Bei der Gestaltung der Szene ist Grabbe in einem Punkte von dem wirklichen Ablaufe, wie er ihn bei Henke fand, abgewichen. Während der Feier ist von Dubois d'Angers eine Anrede an den Kaiser vorgelesen worden, die Carion de Nisas abgefaßt hatte. Grabbe aber hat mit dichterischer Freiheit die sogenannte Zusatzakte an ihre Stelle gesetzt, was schon wegen deren Umfange nicht ohne Bedenken ist. Den Wortlaut der Akte konnte er dem zwölften Bande der Venturinischen „Chronik" entnehmen, wo sie auf S. 280 bis 289 in der Anmerkung abgedruckt ist[1].

---

[1] Die von Jouve herausgegriffenen Bestimmungen sind den folgenden Teilen der Akte entnommen:

„Die Pairskammer erblich": Titel I, No 3: „Die erste Kammer, Pairs-Kammer genannt, ist erblich."

Der Ablauf der beiden Schlachten und des Treffens bei Quatre-Bras wird von Henke durch eine „Sammlung der amtlichen Berichte über die vier Kriegestage vom 15ten bis 18ten Junius" belegt. (S. 318 ff.) An erste Stelle steht das aus Charleroi vom 15. Juni datierte und von Bonaparte oder Soult verfaßte Bulletin. An dessen Schlusse heißt es: „Gen. Gerard meldete, daß der Gen.Lieut. Bourmont, der Oberst Clouet und der Eskadronschef Villontreys, so wie ein Lieutenant zum Feind übergieng. Der Major General befahl, daß diese Ausreißer auf der Stelle nach den Gesetzen gerichtet würden. Nichts kann den guten Geist und den Eifer der Armee schildern; sie sieht diese Desertation einer kleinen Anzahl für ein glückliches Ereigniß an." (S. 321.)

Becker hat weder dieses noch ein anderes Zeugnis für diese von Grabbe für die fünfte Szene des vierten Aktes verwertete Episode nachgewiesen. Die Vermutung liegt nahe, daß es deren mehrere gibt; es wird sich sogleich zeigen, daß sie zutrifft.

Im fünften Bande der „Zeitgenossen", einer Sammlung von Biographien und Charakteristiken, den er möglicherweise wegen eines anderen Beitrags entliehen hat, fand Grabbe auch die 206 Seiten umfassende Biographie Napoleon Buonapartes, deren Lektüre er sich wohl schwerlich versagt haben wird. Die Redaktion hatte ihn dem siebenten Bande der von Pierre-Louis-Pascal Jullian redigierten „Galerie des Contemporains" (Brüssel 1819) entnommen. Ohne seine Größe zu verkennen, werden darin Charakter und Handlungen Napoleons, je schroffer die despotischen Neigungen hervortreten, desto schärfer kritisiert. Anfangs ist man bereit, manches zu verteidigen, was dem Ersten Konsul von anderer Seite zum Vorwurfe gemacht worden ist, wie z. B. die in Jaffa begangenen Grausamkeiten, und dies um so mehr, „je strenger nothwendig in der Folge unser eigenes Urtheil ausfallen muß über den Mann, welcher, seines Vaterlandes Heros geworden, dennoch dem unsterblichen Ruhme der Gründer der französischen Freiheit zu seyn, die traurige Macht, es tyrannisiren zu können, vorzog". (S. 36.) Von den ersten

---

„Der Kaiser ernennt die Pairs": Ebenda No 4: „Der Kaiser ernennt die Mitglieder derselben ..."

„Kein Mitglied der Repräsentantenkammer kann wegen Schulden verhaftet werden": Ebenda No 15: „Keiner kann Schulden halber arretirt oder gefangen gehalten werden, von der Zusammenberufung an bis 40 Tage nach der Session."

„Der Kaiser bezeichnet aus der Pairskammer die Präsidenten der Wahlkollegien auf lebenslang": Titel II, No 29: „Vom Jahre 1816 an ist ein Mitglied der Pairs-Kammer, das der Kaiser dazu bezeichnet, lebenslänglicher und unabänderlicher Präsident jedes Departements-Wahlkollegiums."

„Der Gottesdienst frei": Titel VI, No 62: „Die Freiheit des Gottesdienstes ist Allen zugesichert."

Jahren des neuen Jahrhunderts handelnd, wird die „Weisheit und Stetigkeit" der Regierung anerkannt und das Bekenntnis abgelegt, man finde in Bonaparte nichts größer als den weisen Schutz, „den er unaufhörlich den Wissenschaften, der Literatur, den Künsten und der Vervollkommnung der Methoden des öffentlichen Unterrichts" habe angedeihen lassen. (S. 70, 71.) Schon aber ist von „empörender" Willkür in der konsularischen Regierung (S. 67), von der „gehässigen und tyrannischen Institution der Ausnahme-Tribunale" (S. 68) die Rede, und sehr bald sieht sich der gesetzgebende Körper „des letzten Schattens der Freiheit" beraubt. (S. 80.) Wendungen wie „unerträglicher Despotismus" (S. 105) oder „unersättlicher Durst nach Despotengewalt" (S. 146) folgen nach. Als Triebfeder der Handlungen Napoleons werden auch hier „unersättlicher Ehrgeiz" (S. 82), „Rausch der Eigenliebe" (S. 102) und „Ehrsucht" (S. 139) erkannt.

Besonders schroff tritt in dieser Darstellung ein Zug der Epoche hervor, auf den wir schon an anderem Orte gestoßen sind: die völlige Fragwürdigkeit des gegebenen Wortes, der übernommenen Verpflichtung, des geleisteten Eides. Die Unabhängigkeit einiger Republiken, wie der cisalpinischen und der helvetischen, werden von Bonaparte, „feierlichst eingegangener Verbindlichkeiten zum Trotze", nicht anerkannt, nachdem er Kaiser geworden ist (S. 69); die Hinrichtung des Herzogs von Enghien ist eine „höchstverdammliche Verletzung des Völkerrechts" (S. 81), die gegen die Polen betriebene Politik ist doppelzüngig und wortbrüchig (S. 100, 129), und nachdem der Eid zitiert worden ist, den die Konsuln nach dem Sturze des Direktoriums vor den Überbleibseln der Räte abgelegt haben, den Eid der „Fidelité, inviolable à la souveraineté du peuple; à la république française une et indivisible; à l'égalité, à la liberté, et au systême représentatif", wird lakonisch hinzugesetzt: „Frankreich weiß, wie dieser Eid gehalten worden ist!" (S. 57.)

Bei der Darstellung der Ereignisse des Juni 1815 wird auch von der Desertion des Generals Bourmont berichtet. Es heißt dort:

„Am 15. früh kam in's französische Hauptquartier die Nachricht, daß der Graf von B o u r m o n t am vorigen Tage zum Feinde über[ge]gangen sey.

Eben hatte sich der Fürst von der M o s k w a (N e y) im Hauptquartier eingefunden. ‚Eh bien', rief B u o n a p a r t e ihm entgegen, ‚M. le maréchal, votre protégé Bourmont, dont vous me répondiez tant, que je n'ai placé qu'à votre sollicitation, a passé à l'ennemi!' N e y erschrak darüber und suchte sich zu rechtfertigen, mit der Betheuerung, er habe für B o u r m o n t eben so zuversichtlich gebürgt, als für sich selbst. Aber N a p o l e o n unterbrach ihn mit den vielsagenden Worten: ‚Schweigen Sie, lieber Marschall, die Blauen bleiben blau, und die Weißen bleiben weiß! [Dazu die Anmerkung:]

‚Allez, M. le maréchal, ceux qui sont bleus sont bleus; ceux qui sont blancs sont blancs!' " (S. 178.)

Grabbe hat diese Episode für die fünfte Szene des vierten Aktes verwendet, und zwar zur Charakteristik des Feldmarschalls Blücher. Dabei läßt er diesen das Anerbieten Bourmonts bagatellisieren, während in Wirklichkeit Napoleon durch diesen Verrat gezwungen wurde, seinen Operationsplan abzuändern. Blücher sollte aber zur volkstümlichen Figur, und die Überlegenheit, die er dadurch bekundet, daß er zum Siege fremder, anrüchiger Hilfe nicht bedürfe, in ein besonders strahlendes Licht gestellt werden.

Das letzte Werk über Napoleon und dessen Zeit, welches Grabbe zu Rate zog, waren die „Mémoires" Bourriennes, die, zehn Bände umfassend, in den Jahren 1829 bis 1831 erschienen sind. Am 6. Januar 1830 entlieh Grabbe die Bände 4—6. Der Armbruch, den er bei einem Unfall erlitten hatte, zwang ihn, die Arbeit am begonnenen Drama zu unterbrechen, und gab ihm die Muße zu erneuter Lektüre.

Fauvelet de Bourrienne, geboren am 9. Juli 1769 in Sens, war zur selben Zeit an der Kriegsschule in Brienne wie Bonaparte. Dieser ging 1785 ab, um die École militaire in Paris zu besuchen; bei der Trennung versprachen die beiden Jünglinge einander ewige Freundschaft.

Zwei Jahre später ging auch Bouriennes Aufenthalt in Brienne zu Ende. Er begab sich zunächst nach Wien und entschloß sich nachher, an deutschen Universitäten öffentliches Recht und fremde Sprachen zu studieren. Kaum war er in Leipzig angekommen, brach in seinem Vaterlande die Revolution aus. Bevor er aber nach Frankreich zurückkehrte, bereiste er Preußen und Polen. 1792 traf er in Paris ein, erneuerte seine Freundschaft mit Bonaparte, betrat die diplomatische Laufbahn, wurde Staatsrat der Republik und begleitete Napoleon als dessen Geheimsekretär während der ägyptischen Expedition, blieb auch in dieser Eigenschaft noch einige Jahre in der Nähe des Ersten Konsuls und ist 1804 als bevollmächtigter Minister nach Hamburg gegangen. Die Darstellung des vierten Bandes setzt bei der Rückkehr Napoleons aus Ägypten (am 9. Oktober 1799) ein; die des sechsten reicht bis in die Anfänge der Hamburger Tätigkeit. Gestorben ist Bourrienne am 7. Februar 1834 in Caen.

Bourriennes Denkwürdigkeiten sind von ihm selbst niedergeschrieben, aber von M. de Villemarest redigiert worden. Er nennt sie eine unmethodische Sammlung von Notizen, deren einziger Wert, in seinen Augen, darin bestehe, daß sie immer über eine Menge von Tatsachen die lautere Wahrheit darböten, die darin bisher verfälscht worden sei. (V, 213—214.) Nun wird zwar nicht bestritten, daß sie über große Strecken ein wirkliches Interesse bieten

und eine Fülle von Einzelheiten überliefern, die ohne sie unbekannt geblieben wären, auf der anderen Seite aber bemängelt, daß sie auch mit allzuviel Unwesentlichem und sogar Erdichtetem belastet seien, weswegen denn auch bereits 1830 ein zweibändiges Werk unter dem Titel „Bourrienne et ses erreurs volontaires et involontaires" herausgegeben worden ist.

Die leidenschaftlichen Verehrer Napoleons haben es Bourrienne nicht verzeihen wollen, daß er auch die Schwächen des Kaisers enthüllt habe; er hat sich dadurch den Vorwurf der Undankbarkeit zugezogen[1]. Bei einem so intimen, über Jahre sich erstreckenden Umgange mit dem Jugendfreunde, wie er Bourrienne vergönnt gewesen ist, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm dessen Natur von allen ihren Seiten vertraut wurde, und so bezeichnet er sie als eine bizarre Mischung von Gutem und Schlimmem. (V, 246—247.) Er läßt dem Politik, Kriegskunst und Verwaltung in gleichem Maße umfassenden Genie Napoleons volle Gerechtigkeit widerfahren, übergeht aber bei seiner Charakterschilderung das Menschliche, ja das Allzumenschliche so wenig, daß man versucht sein könnte, von einer Ent-Heroisierung zu sprechen.

Wollte man alle die Eigenschaften Napoleons aufzählen, die in den drei Bänden gekennzeichnet sind, so würde eine ansehnliche Liste zustande kommen. Man ist jedoch dieser Notwendigkeit um so mehr überhoben, als in der Darstellung Bourriennes wohl der Regent und der Mensch sichtbar wird, nicht aber der Feldherr, und daß er, so belichtet, für Grabbe kein brauchbares Modell abgeben konnte. In diesem Zusammenhange genügt es, einen Charakterzug herauszuheben, auf den der Memoirenschreiber wiederholt hinweist.

Dies war, neben der Verachtung des Menschengeschlechts (V, 11) und der Feindschaft gegen jeglichen Gedanken von Freiheit (V, 60), ein heftiges Ehrsuchtsfieber („une violente fièvre d'ambition"; V, 305.) Er wollte der Mittelpunkt einer Welt sein, die zu beherrschen er sich berufen fühlte (V, 251); er bedurfte des Friedens, um den Thron von Frankreich zu gewinnen, und des Krieges, um ihn auf eine möglichst breite und sichere Grundlage zu stellen, was nur auf Kosten der übrigen europäischen Throne geschehen konnte (V, 191); so vermochte nichts seine Ehrsucht zu befriedigen, ehe nicht die Souveräne Europas seine Untertanen geworden wären (VI, 336.) Sowie er sich also den Titel eines Kaisers gegeben hatte, der seinem Stolze aufs höchste schmeichelte, mußte seine unersättliche Einbildungskraft aus weiträumigen Eroberungs-

---

[1] Vgl. Didot-Hoefer, a. a. O. VII, 107—109; Michaud, „Biographie Universelle ancienne et moderne" nouv. éd., V, 329—332. (Verf.: Michaud jun.)

plänen Nahrung ziehen. So mußte es kommen, daß der Durst nach Krieg seine Seele verzehrte. (VI, 172.) Über die Zeit, da die Beziehungen zwischen Frankreich und England sich einer Krise näherten, schreibt Bourrienne: „Lui, cependant, il déploya en cette grave circonstance toute l'activité de son génie, et certes il aurait fallu qu'il fût bien changé pendant les six mois écoulés depuis notre séparation, s'il n'éprouva pas dans son âme un frémissement de joie à la seule idée d'une vaste guerre dont les combinaisons allaient nourrir son génie insatiable." (V, 221.)

Eines folgte mithin aus dem andern: „Né de la guerre, Napoléon obéissait à sa nature; la guerre a toujours été son penchant, ses délices; dominer était son but." (V, 195.) Und an einer anderen Stelle: „Certes Napoléon aimait la France, mais il l'aimait comme un moyen, elle était à ses yeux comme un piédestal sur lequel il érigerait sa propre grandeur; et pour y parvenir, son ambition étant satisfaite, il lui fallait la guerre." (VI, 173.)

Zwei Stellen verdienen es noch, angeführt zu werden.

In der ersten Szene des ersten Aufzuges erzählt Chassecoeur, wie er habe helfen müssen, den Herzog von Enghien zu erschießen, und ihm dabei, da es Nacht gewesen sei, eine Laterne vor die Brust gebunden habe, damit man besser zielen könne. Dies wird von Bourrienne, auf Grund der Erzählung eines gewissen Harrel, in das Reich der Fabel verwiesen. „On a beaucoup parlé — so liest man bei ihm — d'une lanterne qui, disait-on, aurait été attachée à la boutonnière du duc d'Enghien; ce fait est de pure invention. Le capitaine Dautancourt, qui n'avait pas la vue bonne, fit approcher la lanterne que portait Harrel, pour lire le jugement, et quel jugement! au malheureux prince que l'on venait de condamner sans observation de formes judiciaires autant que sans justice. C'est problablement l'emploi de cette lanterne qui a donné naissance au bruit que l'on a répandu. D'ailleurs il était six heures du matin au moment fatal, et le 21 mars il fait jour à six heures du matin." (V, 335—336.)

Ferner läßt Grabbe verschiedene Personen seines Dramas über die schlechten Manieren der Emporkömmlinge klagen, durch deren Erscheinen bei Hofe die ehemals dort herrschende feine Sitte in Verfall geraten sei. In der ersten Szene des ersten Aufzugs geschieht es im Gespräch zwischen den beiden Emigranten, in der vierten Szene des zweiten in dem zwischen Blacas d'Aulps und D'Ambray. Gegenstand der dabei fallenden verachtungsvollen Glossen sind die beiden Ney und dessen Frau, die „sogenannte" Fürstin von der Moskwa. „Welche geschmacklose Kleidung, welches dummdreiste Benehmen, welche wüste Konversation, welche Arroganz!" sagt der Marquis von Hauterive von ihr; „Wie wenig kennt das Vieh die Etikettensprache des

Hofes", Blacas D'Aulps über ihn. Auf solche Stellen könnte wohl die Feststellung in Bourriennes „Mémoires" Einfluß gehabt haben, „que c'était une chose fort à la mode dans un certain monde, que de tourner en ridicule les manières peu élégantes des seigneurs de la république, comparées aux manières des seigneurs de l'ancienne cour. Les femmes de quelques généraux se trouvèrent plusieurs fois humiliées de leur gaucherie native; on affectait dans beaucoup de réunions de parler avec dédain de ce que l'on appelait des parvenus, de ces hommes qui, selon l'expression de M. de Talleyrand, ne savent pas marcher sur du parquet." (V, 144.)

Diese wenigen Einzelheiten sind jedoch nicht das Wesentliche; wesentlicher ist das Bild der französischen Zustände in jenen ersten Jahren des neuen Jahrhunderts, das sich in dem Leser gestaltet, der den Inhalt der drei Bände auf sich wirken läßt.

Man spürt die zunehmende Herrschaft des Geldes. Die Begierde nach Besitz, nach Reichtum breitet sich aus. Um sie zu befriedigen, bieten sich der Möglichkeiten viele. Man kann an der Börse spekulieren oder den Kurs der Renten manipulieren; man kann an einem Feldzuge teilnehmen oder sich als Gouverneur in eine Kolonie schicken lassen; man kann seine Vergangenheit verleugnen und ein Amt anstreben; man kann sich schließlich dem Heere der Agenten anschließen, das ganz Frankreich überschwemmt, oder Spion werden und, wenn man Verwegenheit genug besitzt, sich von beiden Seiten bezahlen lassen.

Von dem Bestreben, sich zu bereichern, sind die Brüder Bonapartes nicht ausgenommen. „Pendant que la victoire [von Marengo am 14. Juni 1800] — so liest man bei Bourrienne — assurait en Italie les destinées du premier consul, ses frères s'occupaient moins des affaires de la France que de leurs propres affaires; ils aimaient autant l'argent que Bonaparte aimait la gloire. On verra par une lettre que Lucien adressa à son frère Joseph, combien ils étaient toujours prêts à exploiter à leur profit la gloire et la fortune de celui par qui ils étaient tout." Bourrienne teilt sodann den Brief mit und schickt ihm die Glosse voraus: „C'est d'ailleurs une chose assez curieuse que de voir le philosophe Lucien faisant chanter des *Te Deum* pour influer sur le cours des rentes." (IV, 164—165.) Nur Louis Bonaparte wird ausgenommen: „Avec quelle humeur encore il [Napoleon] voyait l'âpreté de sa famille à se montrer avide de richesses; plus il les en comblait, plus ils en paraissaient insatiables, à l'exception de Louis, dont les penchans furent toujours honnêtes et les goûts modérés." (VI, 273.)

Napoleons Wahl zum Konsul auf Lebenszeit am 11. Mai 1802 hatte auf die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung den günstigsten Einfluß; in der

Hauptstadt verbreitete alles einen Duft von Wohlstand („un parfum de prospérité"). Wenn Napoleon einen Blick auf das warf, was er das große Thermometer der öffentlichen Meinung nannte, nämlich den Kurszettel, so konnte er mit Befriedigung feststellen, daß sich der Wert der Renten nach der Revolution vom 18. Brumaire verdoppelt, jetzt aber verdreifacht hatte. (V, 55—56.)[1] Darum betrieben nun seine Brüder die Errichtung des Kaiserthrones. Sie drangen damit durch, und eine neue Dynastie wurde beschlossen. (V, 58.)

Daß freilich die Spekulation an der Börse nicht ohne Gefahr sei, mußte Joseph Bonaparte erfahren. Während er bei den Friedensverhandlungen in Lunéville die Interessen Frankreichs vertrat, spekulierte er zugleich auf das Steigen der Kurse, da er glaubte, dies werde der bevorstehende (am 9. Februar 1801 abgeschlossene) Friede bewirken. Damit aber hatte er sich getäuscht. Die Kurse sanken, Joseph erlitt bedeutende Verluste und konnte seine Verbindlichkeiten nicht erfüllen. In seiner Verlegenheit wandte er sich an den Bruder, der ihm aber die nötige Summe weder geben wollte noch konnte, sich jedoch die größte Mühe gab, dem älteren Bruder aus der Not zu helfen. Auf Bourriennes Vorschlag befragte er Talleyrand, der ihm schon oft gute Ratschläge gegeben hatte. „M. de Talleyrand lui dit, avec ce sang-froid qu'on lui connaît: 'Quoi! ce n'est que cela! Mais ce n'est rien que cela . . . ce n'est rien du tout; il ne faut pas s'embarrasser de cela; il n'y a qu'à lever la rente, elle remontera. — Mais l'argent! — Ce n'est pas difficile, d'avoir de l'argent; déposez au Mont-de-Pitié [dem Leihhause] ou à la caisse d'amortissement, vous aurez de l'argent pour lever la rente; elle remontera; Joseph vendra et gagnera. Pas le moindre doute.' Tout réussit comme l'avait prévu M. de Talleyrand." (IV, 253—254.)

Während der Feldzüge in Italien hatte das eroberte Land nicht nur unter den Räubereien und Prellereien der eingedrungenen Truppen zu leiden, sondern auch unter der Raubsucht einer Menge von Menschen, die der Reiz des Goldes dorthin geführt hatte. (V. 352, 357.) Napoleon wandte zwar alle erdenkliche Mühe an, dieses Übel auszurotten, mit wie geringem Erfolge aber, lehrt die Mitteilung des Marquis von Chambray, daß die mit dem Antritt des Kaisers zur Regierung unter den Generalen, Administratoren

---

[1] Wie unsicher aber und fragwürdig ein solcher Gewinn war, lehrt eine Stelle am Schlusse des zwanzigsten Kapitels des sechsten Bandes. Danach war es einem reichen Holländer, Chef eines Hamburger Bankhauses, der voll Hasses gegen Frankreich war, im Zusammenwirken mit einem Rotterdamer Hause gelungen, beim Kurs von Hamburg auf Paris „une baisse véritablement effrayante" herbeizuführen, so daß er zwanzig Prozent verlor und am Ende auf siebzehn stehenblieb. (VI, 338.)

und Beamten eingerissene Gier nach Reichtum nicht ohne Einfluß auf den Verlauf des russischen Feldzuges vom Jahre 1812 gewesen sei. (A. a. O. S. 68.)

Am 14. Dezember 1801 verließ eine Expedition die französischen Häfen, um nach St. Domingo in See zu gehen. Zu ihrem Leiter war General Leclerc bestimmt, Gatte von Napoleons Schwester Pauline. Der Erste Konsul verabschiedete ihn mit den Worten: „Tenez, voilà vos instructions; vouz avez une belle occasion de vous enrichir. Allez, et ne me fatiguez plus de vos éternelles demandes d'argent." (IV, 308.)

Das öffentliche Leben wurde bestimmt, um nicht zu sagen vergiftet, durch die Umtriebe einer im Dunkeln wirkenden Polizei („une ténébreuse police"; VI, 143) und das Unwesen der in ihrem Solde stehenden Agenten, die vor keinem noch so verwerflichen Mittel zurückschreckten. Immer wieder muß Bourrienne von Intrigen und Verleumdungen, von gehässigen Beschuldigungen und Bestechungen, von höllischen, gehässigen oder monströsen Machinationen („infernales machinations" VI, 122; „odieuses machinations" VI, 135; „une monstrueuse accumulation de machinations et de perfidies" VI, 178), von Treulosigkeit und Verrat sprechen. Diese Anschuldigungen werden zu einem Teile in Verbindung mit dem Prozesse vorgebracht, der gegen Pichegru, Cadoudal und andere wegen eines angeblich gegen Napoleon angezettelten Komplotts eingeleitet worden war und bei dem sich auch General Moreau, der Sieger von Hohenlinden, gezwungen gesehen hatte, auf der Anklagebank Platz zu nehmen. Bei diesem Verfahren scheint die Skrupellosigkeit ihren Gipfel erreicht zu haben. Um seinen Zweck zu erreichen, nämlich Moreau, der ihm wegen seiner republikanischen Gesinnung und seines Kriegsruhms verhaßt war, ins Verderben zu stürzen, hatte Napoleon, soeben Kaiser geworden, dem Spezial-Tribunale den als hart bekannten Hemart zum Präsidenten gegeben, scheute sich auch nicht, einen Richter beeinflussen zu wollen, ein Versuch freilich, der ihm nicht gelang, und ließ die öffentliche Meinung über die Angeklagten betrügen. Kein Wunder, daß Bourrienne diesen Prozeß noch in der Rückschau ein Gewebe von Abscheulichkeiten und Abgeschmacktheiten („un tissu d'horreurs et d'absurdités" VI, 19), ein Gewirr von Hinterlist („dédale de subterfuges" VI, 20) nennt, und von den Schändlichkeiten („turpitudes" VI, 146) der Epoche spricht, in der er sich zugetragen habe. Wie Bourrienne zeigt, war Napoleon dabei keineswegs frei von Schuld. Man gewinnt den Eindruck, als bedeute seine Erhebung auf den Kaiserthron einen Wendepunkt: Um ihn zu sichern und seine Macht zu erweitern, war ihm alles recht. So ist es gewiß kein Zufall, wenn sich im letzten (einundzwanzigsten) Kapitel des sechsten Bandes der „Mémoires" die folgende Stelle findet, die

sich auf die Zeit nach der völligen Vernichtung der ersten österreichischen Armee im Herbst des Jahres 1805 bezieht:

„En lisant l'histoire de cette époque, on remarque que tout était concentré aux lieux où se trouvait Napoléon. Les affaires de l'Europe se traitaient à son quartier-général, et il les conduisait comme à Paris. Tout dépendait des succès ou des revers. Son génie s'appliquait à fixer la fortune dans son armée. Espionnage, séduction, fausses promesses, assurances simulées de la paix, exactions chez les peuples faibles, tout était mis en usage pour la réussite de ses projets. Mais en mécontentant la nation par son despotisme, en menaçant toujours l'indépendance des États par des agressions continuelles, il s'aliénait de plus en plus les esprits." (VI, 340—341.)

Die unausweichliche Wirkung auf das französische Volk aber war die: „Ainsi, ce peuple Français, que dans ses factueuses proclamations Bonaparte mettait tant d'affectation à flatter du nom de grand, il préludait à en faire un peuple d'esclaves en s'efforçant d'en faire un peuple de délateurs." (VI, 44.)

Es wäre erstaunlich, wenn einem Memoirenschreiber wie Bourrienne, der Begebenheiten, in deren Mitte er gestanden hat, mit so kritischem Auge betrachtet, eines entgangen wäre, was so augenfällig an ihnen ist: die Unbeständigkeit und Wandelbarkeit der Dinge. Vielleicht aber darf man vor den Belegen, die er darbietet, sogar von etwas anderem sprechen: der Charakterlosigkeit der Menschen, und daß im Flusse der Geschehnisse nur eines beständig sei: ihre Torheit.

Hier die Belege:

Über die Zeit nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien am 21. März 1804 schreibt er: „Bonaparte allait atteindre son but, se déclarer Empereur; il avait donné aux hommes de la révolution des gages que ceux-ci n'auraient pas osé demander; et bientôt on vit ces fiers républicains sourire à la restauration d'un ancien ordre de choses qu'ils avaient détruit, faire à l'envie un échange d'adulation, de servitude et de bassesse, contre de l'or, des rubans et des titres; se courber pour ramasser ce qu'ils avaient naguères trainé dans la boue, et se rendre riches et puissans à l'aide des mèmes doctrines qu'ils avaient foulées aux pieds." (V. 339—340.)

Zu den nach der Thronerhebung gehaltenen Reden: „On a peine à concevoir que des gens graves aient pu renouveler dans un siècle éclairé, ces folies de Rome où le peuple élevait à Séjan des statues, et brisait ensuite ses statues renversées." (VI, 100.)

Zu der Zeit vor der Feier des 14. Juli: „On vit reparaître les distinctions de rang, les ordres, les titres, la noblesse, les décorations, tous les hochets de

la vanité, enfin tout ce tatouage burlesque que le vulgaire regarde comme un attribut indispensable de la royauté." (VI, 180.)

Schließlich zur Zeremonie des 25. Juli, bei der Napoleon zum ersten Male vor den Parisern den ganzen kaiserlichen Pomp ausbreitete: „Tous les membres de la Légion s'écrièrent: *Je le jure,* et ils ajoutèrent à cette exclamation celle de *vive l'empereur,* avec un enthousiasme impossible à décrire, et auquel se joignirent tous les assistans. Quel était, après tout, ce nouveau serment? à quelques changemens près, celui de la Légion-d'honneur, sous le consulat, si ce n'est que l'empereur y prit le pas sur les lois de la république, et ce ne fut pas seulement une formule. Il était d'ailleurs assez plaisant, ou quelque peu audacieux, de faire jurer le maintien de l'egalité, au moment où tant de titres et toutes les distinctions monarchiques venaient d'être rétablies." (VI, 187.)

Bourriennes Darstellung, soweit sie in den Bänden 4—6 seiner „Mémoires" enthalten ist, hat einen Gutteil der Zeit des Konsulats und die ersten Jahre des Kaiserreichs zum Gegenstande. Ein Leser, der die Eindrücke überdenkt, die er davon empfangen hat, muß sich zu einem Vergleiche dieser Epoche mit der voraufgegangenen revolutionären herausgefordert fühlen, die nur wenige Jahre zuvor ihren Abschluß gefunden hatte, und wenn er auch nicht blind sein wird für die oft so erschreckenden und widerwärtigen Erscheinungen dieser Umwälzung, so wird er deren Wurzeln nicht verleugnen, wird er nicht verkennen dürfen, daß es sich dabei um einen Kampf handelt, der von Ideen getragen war, um Ideen, die aus den Schriften Jean Jacques Rousseaus und anderer, ihrem Zeitalter voraussleuchtender Geister stammten, einen Kampf, bei dem es darum ging, die Wirklichkeit einem Ideale anzunähern, und daß die Kräfte, mit denen er geführt wurde, zu einem Teil moralische Kräfte waren.

Wer aber einen solchen Vergleich zieht, der wird wohl der Frage nicht ausweichen können: Was hat die Französische Revolution letztlich gefruchtet? Wo ist ihr Gewinn zu suchen? hat sie die Welt wirklich und wesentlich verändert?

Auch bei Grabbe wird es sich nicht anders verhalten. Die Frage traf ihn nicht unvorbereitet; schon in seinem vorangegangenen Werke klingt das Problem an.

Als Grabbe sich im Jahre 1828 der Geschichte zuwandte, war es sein Vorsatz, dem deutschen Volke Heldentum und Größe der Stauferzeit in einer Reihe von Dramen vor Augen zu führen. Er begann mit „Kaiser Friedrich Barbarossa". Darin steht die Kaiserherrlichkeit noch in ungetrübtem Glanze da; die Welt dieses Werkes ist fest in sich geschlossen, ist ohne Bruch. Aber

schon das nächste, „Kaiser Heinrich der Sechste", zeigt eine veränderte Haltung des Dichters. Darin wird der großen Welt, einer politischen Welt der Kämpfe um die Macht, die kleine Welt des Landmanns gegenüber-, und von ihr aus jene große in Frage gestellt. Wir erinnern uns, daß dies schon Pelet getan hatte. Auch er sieht die Welt gespalten: auf der einen Seite die Mächtigen, doch niemals ihres Besitzes sicher, allen Wechselfällen des Geschickes preisgegeben; auf der andern Seite die untersten Klassen, beneidenswert wegen der ihnen beschiedenen Ruhe.

Um diesen Gedanken sichtbar werden zu lassen, hat Grabbe vor der letzten Szene, in der ein jäher Tod all die Welteroberungspläne des Kaisers zunichte macht, eine kleine, aber bedeutungsvolle Szene eingeschoben. Es ist das Gespräch zwischen dem Herrn, einem Herdenbesitzer bei Palermo, und seinem Knechte. Dieser beobachtet noch die Vorgänge in der großen Welt, in der soeben wieder ein Wechsel stattgefunden hat, und ihm ist bange zumute. Der neue Kaiser, der so grausam sein soll, kommt ihm vor wie eine Wetterwolke, die jede Minute losblitzen kann. Der Herr beruhigt ihn. Früher hat er vielleicht genauso gedacht, gefürchtet; jetzt ist er weise geworden. Seine Erfahrung hat ihn gelehrt, daß alles vergänglich ist, was in dieser großen Welt geschieht: Eine Herrschaft wird von der andern, ein Machthaber von dem andern abgelöst; die Bauten und Befestigungsanlagen, Werke ihres Ehrgeizes, Wahrzeichen ihrer Macht, sinken in Trümmer, und die sie errichtet haben, sinken ihnen nach. Nichts von alledem ist von Dauer. Und was hat es bewirkt? Hat es die Welt in ihrem Wesen verändert? Gewiß nicht! Von all dem Wechsel der Herrscher und ihrer Kämpfe, all dem Auf- und Abstieg bleibt seine kleine Welt in ihrem Kerne unberührt. Der ewige Strom des urtümlichen Lebens flutet weiter; er wird in seinem Laufe nicht aufgehalten oder abgedrängt; denn wie von Anbeginn wirken die beiden Grundtriebe des Menschen: der Hunger und die Liebe. Darum wird der Landmann immer seine Herden aus- und eintreiben und seinen Acker bestellen müssen, und wenn die Furie des Krieges seine Saaten vernichtet hat — sie wachsen wieder. Diese Gewißheit gibt dem Herrn die Gelassenheit, mit der er den Geschehnissen in der großen Welt gegenübersteht. Er fürchtet sie nicht; er erwartet von ihr nichts; er hat keine innere Beziehung zu ihr.

Was aber bleibt, wenn dem so ist, als letzter Sinn all dieser Kämpfe der Großen um die Verwirklichung ihrer ehrsüchtigen Pläne, ihres Ringens um Macht und Geltung, ihrer Eroberungen und des darum vergossenen Blutes? Die Frage wird nicht ausdrücklich gestellt, liegt aber in der Szene verborgen.

Anders in dem der Gegenwart mit ihren Problemen zugewandten „Napoleon". Dort wird der Gedanke der beiden Welten wieder aufgenom-

men, nun allerdings mit einem negativen Vorzeichen. Die kleine Welt erscheint im Bilde des Grashälmchens, die große mit ihrer stürmischen Gewaltsamkeit unter dem des Bergstroms. Wenn aber dessen Wässer über das Grashälmchen hinweggebraust sind und sich verlaufen haben, dann richtet es sich wieder auf, unberührt in seinem Dasein. Der diesen Vergleich zieht, diese Betrachtung anstellt, ist aber kein abgeklärter Mann, der dabei gleichgültig bleibt. Es ist einer der beiden Kaisergardisten. Er hatte — um aus dem Bilde herauszutreten — von der Französischen Revolution durchaus etwas erwartet, nämlich eine Veränderung der Menschen, eine Vertiefung ihrer Einsichten, eine Hinwendung zum Besseren, in dem besonderen Falle der Emigranten. Er, dieser tatenlustige Soldat des Kaisers, der jahrelang im Wirbel der Welt gestanden, immer wieder sein Leben aufs Spiel gesetzt, der tausend Gefahren getrotzt hat, ist enttäuscht, ja empört darüber, daß die Wirkung ausgeblieben ist, daß diese Herrschaften unberührt geblieben sind von den Ideen einer heranbrechenden neuen Epoche, daß nichts vermocht hat, sie aus ihrem kleinen, beschaulichen Drohnendasein aufzustören. Darum sind seine Bemerkungen voller Hohn und Verachtung. Die erste Szene des vierten Aktes, abgeschlossen mit dem leidenschaftlichen Ausbruche Jouves, ist damit vorbereitet.

III.

Damit, daß die Bücher, welche Grabbe aus der Öffentlichen Bibliothek zu Detmold entliehen hat, auf den Quellenwert für seinen „Napoleon" überprüft worden sind, ist das Ziel noch nicht erreicht, das sich diese Studie gesteckt hat. Es bleibt der Nachweis zu führen, daß zwei Gestalten des Dramas, nämlich Jouve und der Pächter Lacoste, nicht vom Dichter erfunden worden sind, wie man bisher allgemein angenommen hat, sondern gelebt und in der Geschichte ihre Rolle gespielt haben, der eine eine größere, der andere nur eine kleine. Wir beginnen mit Lacoste.

In No. 637 der in Hamburg verlegten „Literarischen Blätter der Börsen-Halle" vom 31. August 1831 findet sich auf den Seiten 571—572 der folgende Beitrag:

Merkwürdige und noch ungedruckte Details über die Schlacht von Waterloo.

Jean-Baptiste Lacoste, ein Landmann aus der Gegend von Waterloo, der an diesem Schlachttage Napoleon als Führer diente und ihm zur Seite blieb, um ihm über die Oertlichkeiten Auskunft zu geben, hat jüngst die Thatsachen, deren Augenzeuge er im Jahr 1815 gewesen ist, wie folgt erzählt.

Waterloo liegt drei Stunden von Brüssel. — Der Weg dahin führt durch das Gehölz von Soignes. Ueber Waterloo hinaus befindet sich die kleine Anhöhe von Mont St. Jean; das Thal, welches sich an derselben in einer sanften Abdachung von Osten nach Westen hinzieht, ist 450 Schritte breit und 40 Schritte tief. Hier war das Schlachtfeld. Napoleon stand im Süden, Wellington im Norden.

Es war am 18. Juni, Morgens. Das Wetter war düster. Die vom Regen durchnäßten Soldaten schlummerten in Erwartung des Tages, der für so viele unter ihnen der letzte seyn sollte. Einige qui vive! in der Ferne und das stete Rollen des Donners unterbrachen allein die herrschende Stille. Man hätte von der einen zur andern Armee hin sprechen können, so nahe standen sie sich einander.

Ich fand Napoleon, zu dem ich hingeführt wurde, bei einer Art hölzernen Observations-Thurms, der weithin im Felde sichtbar war.

Dicht dabei war das Schloß Gomond, gleich weit von der französischen und englischen Armee entfernt, was nun der Gegenstand eines sehr heftigen Angriffs der Franzosen wurde, die die 3000 Engländer, welche es besetzt hielten, daraus verjagen und sich in dessen Besitz setzen wollten. Dieses war der Anfang der Schlacht. Hier kam es zu einem furchtbaren Gemetzel und das Schloß wurde niedergebrannt. — Der Kaiser, der auf einer kleinen Anhöhe bei der Meierei Belle-Alliance Posto gefaßt hatte, nahm wieder seine erste Stellung ein. Es feuerten in diesem Augenblick hundert Kanonen vom rechten französischen nach dem linken englischen Flügel.

Der Kaiser schien sehr guter Laune und des Erfolgs gewiß zu seyn. Er sprach viel mit den Gefangenen von Bedeutung, die ihm vorgeführt wurden, und nahm oft eine Prise.

Die Kanonade währte bis vier Uhr und der Kampf blieb stets mörderisch; endlich sah man die englische Armee eine Bewegung machen, um sich nach der Brüsseler Chaussee hinzuziehen, wie wenn sie sich ihren Rückzug hätte sichern wollen.

Bald lenkte sich dann die Aufmerksamkeit Napoleons nach seiner Rechten hin, von wo er geheime Nachrichten erhielt, die ihn düster machten.

Um sechs Uhr trafen die Preußen ein und überflügelten unsere Linien.

Der Kaiser warf sie zurück, und dieses zu rechter Zeit, denn ihre Kanonen schickten Kugeln bis zu der Meierei von Belle-Alliance herüber, wo er sich befand, — Um sechs Uhr nahm er einen andern Standpunkt.

Um sieben Uhr wichen die Preußen, die noch einmal vorgerückt waren, neuerdings zurück. Auf allen Seiten schlugen die französische Infanterie und Cavallerie sich gegen sie und die Engländer mit Erbitterung; das vorherrschende Getöse glich dem Gehämmer auf einer Menge Kessel; es waren dieses die auf die Helme und die Cuirasse fallenden Säbelhiebe.

Das in der Tiefe des Thales liegende Haus, Haie-Sainte genannt, ward unter den Augen Napoleons mit großem Muthe auf beiden Seiten mehrere Male gewonnen und verloren; endlich, nach einem dreistündigen Handgemenge, blieb es den Franzosen, indem diejenigen, die es vertheidigt, alle ihre Munition verschossen hatten.

Im Innern dieses Hauses lagen die Leichen hochaufgethürmt und alle Wände waren vom Blute geröthet.

Nun sagte der Kaiser, der Sieg sei entschieden.

Aber bald sprengte ein französisches Cuirassier-Corps in Unordnung zurück, ohne daß man gewußt hätte warum.

Der Kaiser ließ statt ihrer 15,000 Mann seiner alten Garde einrücken. — Er sprach sie an, begleitete sie aber nicht. — Ihr Anlauf war furchtbar. Aber bald sah ich sie in Unordnung und wie mit dem Feinde — dessen ganze Linie sich zugleich in Bewegung zu setzen und vorzurücken schien — vermengt wieder herniederkommen. Es war bei Sonnen-Untergang und ich hörte den Kaiser zu dem General Bertrand sagen: wir müssen fort. Er entfernte sich nun auch wirklich, von etwa funfzig Personen gefolgt, und ich ritt vorauf, um ihnen den Weg zu zeigen. Nun ging es im Galopp queer durch die Felder, da die Chaussee verstopft war. Es war fast eilf Uhr, als man Gemappe erreichte, und die Unordnung hatte den höchsten Grad erreicht; von dort ward ich entlassen. Auf meinem Heimritt ward mir mein Pferd genommen und ich war mehrere Male daran, getödtet zu werden. Endlich traf ich, ganz erschöpft und ausgehungert, wieder in meiner Wohnung ein, wo kein Balken, kein Fenster mehr ganz war. Meine Ernte war auch vernichtet und von einem Nachbar erfuhr ich, daß meine Familie sich in dem Gehölze von Soignes versteckt habe, wo ich sie dann aufsuchte.

Am folgenden Tage durchstrich ich das Schlachtfeld und besuchte das kleine Schloß Gomond, welches ganz von Kartätschenschüssen durchlöchert und mit Todten angefüllt war. Auf den Mauerresten des Gartens und des Hofes sah man an mehreren Stellen den Abdruck blutiger Hände. Dies kam von Verwundeten her, die sich vor ihrem Hinscheiden noch an diesen Mauern hatten halten wollen. Am Boden sah man die Blutspuren bis zu der Stelle, wo sie hingesunken waren.

Man hat seitdem 6000 Leichen, die zu verbrennen vergebens versucht worden war, in diesem Garten eingegraben.

In einem kleinen Eichengehölze, das dem Schlosse Schatten gab, und welches abwechselnd durch die Engländer und die Franzosen genommen und wieder verloren wurde, sah ich einen Baum, dessen Stamm von nicht einem Fuß Durchmesser von achtzig Kugeln getroffen worden war.

Das ganze Schlachtfeld von Waterloo glich, aufgeweicht von Regen und Blut, und von den Hufen der Pferde mit Korn und Mais durchknetet, einer Art von Teig.

Man sah auf demselben mindestens 25,000 Todte und Verwundete und noch eine weit größere Anzahl Pferde in demselben Zustande. Der Boden war wie übersäet mit Waffen, Sätteln, Zäumen, Tornistern, verschiedenen Kleidungsstücken, Patronenresten ꝛc.

[S. 572.] Am folgenden Tage wurden die Körper, welche nicht mehr zu athmen schienen, ohne eine genaue Untersuchung, ob sie auch wirklich todt seyen, entweder auf eiligst errichteten Scheiterhaufen verbrannt oder in der

Art von Laufgräben beerdigt, welche sich queer durch das Schlachtfeld hinziehen. Für die Uebrigen ward gesorgt, so gut es gehen wollte.

Diejenigen, die zuletzt in die Hospitäler gebracht wurden, genasen am schnellsten; die Kälte der Nacht, die gänzliche Entbehrung von Speise und Trank, die Ruhe, welche um sie herrschte, hatte das Fieber abgehalten oder gemildert, aber sie hatten viel vom Durste auszustehen gehabt.

Als Quelle dieser Mitteilung ist angegeben: Aus Le Père de Famille. Diese Zeitschrift führt den Untertitel: Journal de la Société d'instruction nationale und ist in Paris erschienen. Der Aufsatz findet sich in der ersten Lieferung vom Juli 1831, S. 91—94, und hat die Überschrift: Détails curieux et inédits sur la bataille de Waterloo[1].

Wenn man diese Schilderung liest und dabei auf die Stelle stößt: „Man hätte von der einen zur andern Armee hin sprechen können, so nahe standen sie sich einander", so könnte man vermuten, Grabbe müsse ihn gekannt und sich dadurch ermutigt gefühlt haben, in der sechsten Szene des fünften Aktes Lobau „Feuer!" kommandieren zu lassen und an der gegnerischen Front Bülow: „Gleichfalls!", was wiederholt den Spott der Kritiker herausgefordert hat. Dies ist jedoch unmöglich. Denn als Lacostes Erzählung, bis dahin unveröffentlicht, zuerst erschien, war der „Napoleon" längst an die Buchhandlungen versandt. Daher erhebt sich die Frage, woher Grabbe von der Existenz dieses Mannes gewußt hat.

Darauf ist zunächst mit Sicherheit eines zu sagen: nicht aus einem der von der Detmolder Öffentlichen Bibliothek entliehenen Bücher. Die Antwort ist leichter zu finden, als es scheinen möchte, denn Grabbe selbst gibt uns einen Hinweis auf die Fundstelle. In der ersten Szene des dritten Aufzugs der Urfassung des „Aschenbrödel" vom Jahre 1829 läßt er den Baron im Verlaufe seiner Philippika gegen den Großen Unbekannten sagen, Sir Walter Scott habe „einen gewissen Napoleon" beurteilt, „wie der Ochs seinen Schlächter". (II, 279.) Nun ist zwar der vollständige Text dieser ersten Fassung erst 1950 (als zweite Jahresgabe der Grabbe-Gesellschaft) vorgelegt worden, die angezogene Stelle findet sich jedoch auch im zweiten Bande der Grisebachschen Ausgabe (Berlin 1902), S. 472; die bisherigen Forscher, insbesondere Hellmuth Becker, sind achtlos daran vorübergegangen.

---

[1] Nach einer Auskunft der Société des amis de la Bibliothèque Nationale et des Grandes Bibliothèques de France. — Ein Exemplar der ersten Lieferung des Jahres 1831 hat nicht beschafft werden können. — In einer anderen Übersetzung ist der Bericht Lacosters etwas später unter der Überschrift: „Napoleons Führer bei Waterloo" in der von Heinrich Mueller Malten herausgegebenen „Bibliothek der Neuesten Weltkunde" (Aarau), Jg. 1831, Th. 10, S. 217—22, veröffentlicht worden.

Scotts Werk: „The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French. With a preliminary view of the French Revolution" ist 1827 in London und Edinburgh erschienen, die beiden ersten Bände unter dem Pseudonym: By the author of Waverley, die folgenden unter dem Namen des Autors. Einer der Gründe, die ihn bewogen hatten, die Arbeit zu übernehmen, war (nach dem vom 7. Juni 1827 datierten Vorworte) der, daß er zuvor für ein periodisches Werk, nämlich das „Edinburgh Annual Register", die Geschichte der beiden großen Feldzüge von 1814 und 1815 entworfen hatte. Drei Bände waren dafür bestimmt gewesen, am Ende waren es ihrer neun. Zur Verarbeitung des ungeheuren Stoffes hatte Scott wenig mehr als ein Jahr gebraucht.

Nachdem Heinrich Heine vernommen, daß diese Biographie erscheinen werde, schrieb er im zweiten Teile der „Reisebilder" unter andern folgendes: Es sei ein glückliches Zusammentreffen, daß Napoleon gerade zu einer Zeit gelebt habe, die ganz besonders viel Sinn für Geschichte, ihre Erforschung und Darstellung habe. Daher würden den Nachlebenden nur wenige Notizen über ihn vorenthalten bleiben, und täglich vergrößere sich die Zahl der Geschichtsbücher, die ihn mehr oder minder im Zusammenhange mit der übrigen Welt zu schildern versuchten. Die Ankündigung eines solchen Buches aus der Feder Walter Scotts errege deshalb die neugierigste Erwartung. Alle Verehrer des Verfassers müßten freilich für ihn zittern, denn das Werk könne „leicht der russische Feldzug jenes Ruhmes werden, den er mühsam erworben durch eine Reihe historischer Romane, die mehr durch ihr Thema als durch ihre poetische Kraft alle Herzen Europas bewegt" hätten. Eines aber lasse sich mit Bestimmtheit sagen: „das Buch wird gelesen werden vom Aufgang bis zum Niedergang, und wir Deutschen werden es übersetzen".[1] In seinem vom 9. Juli 1827 datierten Briefe, in dem er Goethe ankündigte, er werde das Werk von ihm als Geschenk erhalten, bezeichnet Scott es als „a hasty and of course rather a tedious attempt to give an account of the live of that remarkable person Napoleon who has for so many years such a terrible influence in the world which he ruled".[2]

Heines zweite Vorhersage wurde in der Tat Wahrheit; die Wagelust und das Bestreben der deutschen Verleger, ihr Publikum mit der wesentlichen literarischen Produktion des Auslandes bekannt zu machen, bewährten sich auch in diesem Falle. Noch im Erscheinungsjahre 1827 legten fünf deutsche Verleger, Brodhag in Stuttgart, Schumann in Zwickau, Gerhard und Anhuth in Danzig und Hennings in Gotha, Übertragungen vor, der zuerst genannte

[1] Elster'sche Ausgabe III, 114—115, 117.
[2] Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 3, 1916, S. 172.

außer der neunbändigen Oktavausgabe eine Taschenausgabe in 35 Bänden in Sedez.

Davon besitzt die Landesbibliothek in Detmold die Schumannsche. Sie führt den folgenden Titel: Leben des Napoleon Buonaparte, Kaisers der Franzosen. Nebst einem einleitenden Ueberblick der französischen Revolution. Von dem Autor des Waverley etc. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Nicolaus Bärmann, d. W. W. Doctor. (= Taschenbibliothek der ausländischen Klassiker, in neuen Verdeutschungen. No. 204—223. Walter Scott's biographische Werke. Th. 4—23.) Die ersten zehn Bändchen sind 1827 erschienen, die folgenden 1828. Das Exemplar ist nicht vollständig, der achte und der einundzwanzigste Teil fehlen. Es ist vor 1844 erworben worden, aber sicherlich zu Lebzeiten Grabbes noch nicht vorhanden gewesen, da dieser es sonst von der Bibliothek entliehen haben würde. Er wird sich demnach eine der aufgeführten Übertragungen von anderer Seite beschafft haben; welche, und von welcher, wissen wir nicht. Gleichzeitig mit ihren Übersetzungen haben zwei der genannten Verlage, Brodhag in Stuttgart und Schumann in Zwickau, Ausgaben in englischer Sprache herausgebracht, jener in der „Collection of the Master-Pieces of the most celebrated ancient and modern english Authors, published of Charles Well", dieser in der Reihe der „Pocket-Edition of English Classics". Daß Grabbe diese Lebensbeschreibung Napoleons in englischer Sprache gelesen habe, ist jedoch, wenn man seine nicht allzu umfassenden Kenntnisse dieser Sprache in Betracht zieht, wenig wahrscheinlich. Der vorliegenden Studie ist die Bärmannsche Übersetzung zugrunde gelegt worden.

Als Scott sich entschloß, das Leben Napoleon Bonapartes darzustellen, übernahm er, wenn es auch anfangs nur ein „populärer Abriß" hatte werden sollen, eine keineswegs leichte Aufgabe. Denn sie verpflichtete ihn zur Objektivität des Geschichtschreibers. Abgesehen aber davon, daß von einer Wahlverwandtschaft zwischen dem Autor und dem von ihm gewählten Gegenstande keine Rede sein konnte, war Scott, wie seine Briefe zeigen, von glühendem Hasse gegen den Kaiser der Franzosen beseelt, dafür aber ein Verehrer von dessen Gegner, dem Herzoge von Wellington. Die Zeit, da es ihm vergönnt gewesen war, als Freiwilliger gegen den Feind seines Vaterlandes im Felde zu stehen, hat er als seine stolzeste und glücklichste angesehen[1]. In der Vorrede bittet er gleichwohl den Leser, ihm zu glauben, daß er bei seiner Arbeit dem Vorsatze treu geblieben sei, „seinem Gegenstande, so weit sein Urtheil es nur immer gestatten könne, unpartheiische Gerechtig-

[1] Nach Karl Elze, „Sir Walter Scott", Bd. 2, Dresden 1864, S. 183—184.

keit widerfahren zu lassen". Er werde nicht als Feind der Person Napoleons erfunden werden.

Scott begnügte sich nicht mit dem Studium der damals schon in ansehnlicher Zahl vorhandenen gedruckten Quellen, unter denen die Denkwürdigkeiten von St. Helena wohl die ergiebigste ist. Nachdem er sich — so liest man im Vorwort — veranlaßt gesehen hatte, das ursprüngliche Inkognito beiseite zu legen, weil dessen Bewahrung als Ziererei hätte betrachtet werden müssen, war er „mit einem Zuwachs mehrerer schätzenswerther Materialien bereichert worden, von denen die meisten" nun zum ersten Male das Licht erblickten (I, 9.) Das Bedürfnis, sich über das eine oder andere eingehender zu unterrichten, führte ihn im Oktober und November 1826 nach London und Paris, wo er Zutritt zu den Archivalien erhielt. Bernadotte und Wellington stellten ihm ihre Papiere zur Verfügung. Auf diesen Reisen nahm er ferner die Gelegenheit wahr, Mitlebende aufzusuchen, um sie auszufragen.

Wenn Scott in dem Vorwort seines Werkes versichert, daß er sich bei dessen Niederschrift bemüht habe, der Persönlichkeit des Kaisers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wird man dies bestätigt finden. Er hat keineswegs schwarz in schwarz gemalt, sich vielmehr bemüht, Licht und Schatten nach Recht und Billigkeit zu verteilen. Wiederholt wird dabei die Frage nach dem Urgrunde von Napoleons Handlungen gestellt. Scott findet ihn in seinem Ehrgeize, zu dessen Befriedigung auch seine Angriffskriege gedient hätten. (XI, 220.) Seine Ehrsucht habe „mehr Vergnügen an den Abwechslungen und Anstrengungen im Kampf selbst, als an dessen unglücklichem Ausgange" gefunden. „Alle Macht" — so schreibt Scott weiter — „die Buonaparte besaß, schien in seinen Augen nur in so fern Werth zu haben, als sie ihm die Mittel an die Hand gab, dieselbe noch zu vergrößern; so verdoppelte er gleich einem heftigen, leidenschaftlichen Spieler bei jedem Wurfe seinen Einsatz, bis der Strom des Glücks, der so lange Zeit hindurch zu seinem Vortheile rann, sich endlich gegen ihn richtete und seinen Untergang vollständig machte. Sein herrschendes und überwiegendes Vergehen war Ehrsucht, — wir würden es sein einziges nennen, wenn nicht die Ehrsucht in ihren eigenthümlichen Character deren noch mehrere einschlösse." (IX, 54—55.) Auf diese treibende Kraft seines Handelns wird an einer späteren Stelle noch einmal hingewiesen: es sei ein Charakterzug in seinem Ehrgeize, „wie er sich freilich im Allgemeinen an regellosem Ehrgeize wahrnehmen" lasse, „daß wie sehr auch sein Reich sich vermehrte, doch der Wunsch nach Mehrerem dadurch noch erhöhet" worden sei. (XIII, 190.) Sophismus sei es daher, wenn Napoleon sich beeifert habe, „alle Welt zu überreden, daß seine fortwährenden Kriege nicht aus seiner Wahl, sondern aus der Nothwendigkeit seiner Lage" hervorgegangen

seien. (XIII, 79.) Dies tut auch der Napoleon Grabbes in seinem Gespräche mit Hortense, das im dritten Aufzuge des dritten Aktes stattfindet. Wenn er dort vom „Felde der Ehre" spricht, so verbessert sie: „— der Eitelkeit", und wenn er seine Verteidigung mit den Worten beendet: „Jetzt hätt' ich indes gern Frieden — doch Groß und Klein ist gegen mich und ich muß kämpfen", so antwortet sie unerbittlich: „Du mußt — ja, weil du willst." (II, 395, 15—32.) Diese Ansicht stimmt völlig mit derjenigen Walter Scotts überein.

Auf das hundertfünfzehnte und letzte Kapitel des Werkes, das von Krankheit und Tod des Kaisers handelt, folgt ein „Beschluß", mit der Aufforderung an den Leser, einen Augenblick innezuhalten, „um über den Charakter jenes wundervollen Mannes nachzudenken, den die Glücksgöttin zu Anfang und auf der Mitte seiner Laufbahn mit so vielen Gunstbezeugungen überschüttete, um ihn am Ende derselben mit so schwerer und ungewohnter Trübsal heimzusuchen." (XX, 115).

In diesem Anhange wird nun freilich die Persönlichkeit Napoleons so gut wie ganz in das Dunkel der Nacht gestellt. Zunächst spricht Scott, an Hand der Mitteilungen des Generals Gourgaud und des Grafen Las Cases, von Napoleons Äußerem, seinem Charakter, den Eigentümlichkeiten der von ihm gebildeten Heere, seiner Taktik und seiner Strategie, um sodann das Geheimnis seines Aufstieges zu ergründen. Diesen geheimen Schlüssel seiner Staatsklugheit findet er darin, daß Napoleon vermöge seiner scharfen Auffassung der Charaktere jedwedem Talente, „ohne daß dasselbe erst einen Titel zu besitzen brauchte", eine Glücksbahn in jedem Fache des Staates bereitet habe. Dabei sei sein Verfahren, nach dem Zeugnis Lucian Buonapartes, gänzlich von seiner Politik geleitet worden, und seine Politik durchaus auf Egoismus gegründet gewesen; eine Selbstsucht freilich nicht von niederem und gehässigem Charakter, sondern von edlerer und erhabenerer Art.

Zu Anfang seiner Laufbahn sei die Regierung Napoleons „nach außen glänzend, und mit wenigen Ausnahmen liberal und gemäßigt im Inneren" gewesen. Zu den Ausnahmen rechnet Scott den „abscheulichen Mord des Herzogs von Enghien", der von der „Rachgier eines Wilden" zeuge. Nach seiner Thronbesteigung aber sei jegliche „Freiheit, die von früherer Regierung dem Volke noch übrig geblieben war", unter seinen „wachsenden Anmaaßungen zu Grunde" gegangen und „mit ihr alle jene Rechte, die die Revolution errungen hatte. Politische Offenheit, individuelles Interesse, Eigenthum der Bürgergemeinden, das Fortschreiten der Erziehung und der Wissenschaften, des Geistes und des Gefühls, Alles ward durch seine Regierung dahingerafft. Frankreich war eine einzige ungeheure Armee unter der absoluten Gewalt

eines militärischen Befehlshabers, der keiner Aufsicht, keiner Verantwortlichkeit unterworfen war." Kein „Licht, von der Vernunft oder der Belehrung aufgestellt", habe es vermocht, die „Heftigkeit jenes selbstsüchtigen Ehrgeizes zu leiten, welcher in Napoleon das Verlangen rege erhielt, daß die ganze Regierung der gesammten Welt nicht nur bloß mittelbar, sondern geradezu und unmittelbar von seinem Willen abhängen sollte". Daher seine Eroberungszüge nach Spanien und Rußland. Die Folgen aber solch unzurechtfertigender Verletzungen auf seiten des Kaisers seien „eine grenzenlose Verbreitung von Metzeleien, Brandstiftungen und menschlichem Elende" gewesen, alles aus der Ehrsucht eines Mannes entstanden, „der niemals ein Zeichen der Reue über das angerichtete namenlose Unheil" von sich gegeben, der im Gegenteil, wie es scheine, es gerechtfertigt und sich damit gebrüstet habe. Nachdem Scott sich noch mit der Selbstbiographie Napoleons auseinandergesetzt hat, kommt er zu dem Schlusse: er habe als „Despot und Eroberer" gelebt; die „ungewöhnliche Gewalt des Ehrgeizes" sei es gewesen, wodurch er „zur Geißel Europa's" gemacht worden sei; dennoch werde „sein Andenken von Leuten geheiligt und bewundert, die sich prunkend Freunde der Freiheit" nennten. (S. 115—158.) —

Buchholz, der Fortsetzer Girtanners, beendet seine Darstellung mit dem 26. Oktober 1795, dem Tage, an dem der Konvent, nach dreijähriger Tagungsperiode, seine letzte Sitzung abhielt, um durch das Direktorium abgelöst zu werden; Mignet führt die seine bis 1814, genauer, bis zum feierlichen Einzuge Ludwigs XVIII. in Paris, der am 3. Mai, und der Bekanntmachung der Charte, die am 2. Juni stattgefunden hat. Da nun Walter Scott das Leben Napoleons bis zu dessen Tode beschreibt, so ist sein Werk außer Henkes Darstellung des Feldzuges der Verbündeten im Jahre 1815 das einzige in dieser Studie zu untersuchende, das auch die Episode der Hundert Tage und die Situation in sich schließt, welche der Kaiser vorfand, als er in Frankreich landete. Aus diesem Grunde sind diese Kapitel als Quelle des „Napoleon" von besonderer Bedeutung.

Jedoch finden sich auch in den übrigen Teilen Einzelheiten genug, denen eine solche zukommen kann, ob es sich dabei um Persönlichkeiten, Gruppen von Personen oder Vorgänge handelt. Durch die Lektüre solcher Stellen konnten die Kenntnisse und Vorstellungen des Dichters bereichert, seine Phantasie angeregt, ältere Erinnerungsbilder aufgefrischt werden; indem das eine oder andere mit schärferen Umrissen oder lebhafterer Farbe in sein Blickfeld trat, konnte es Einfluß auf das Gemälde gewinnen, das im Werden war.

Von der Prinzessin Marie Therèse Charlotte, der Tochter des hingerichteten Königspaares, wird berichtet, daß ihre Haft im Temple, nachdem der

Dauphin, Louis XVII. Carl Capet, darin am 8. Juni 1795 gestorben war, erleichtert worden sei, daß sie später ihren Vetter, den Herzog von Angoulème, geheiratet und durch die Art und Weise, wie sie sich im Jahre 1815 zu Bordeaux benommen, „das höchste Lob der Charactervestigkeit und der Entschlossenheit" verdiene. (III, 168—169.) Wiederholt wird Carnot erwähnt: als Mitglied des Direktoriums (V, 142), des Tribunates (IX, 243), als Verteidiger Antwerpens. (XVI, 151.) Von denen, die das Tribunat gebildet hatten, heißt es, sie hätten miteinander gewetteifert, „wer am meisten die Verdienste Napoleons herausstriche und in den prunkenden Redensarten die Vortheile willkührlicher Herrschermacht vor den verschiedenen Arten volksthümlicher oder beschränkter Regierungsformen" darlege. Keiner, außer Carnot, sei kühn genug gewesen, „sich dem Strome der Sophismen und Schmeicheleien entgegen zu werfen". Leider sei sein Name „unter denen zu finden, die Robespierre's Genossen im Revolutionsausschuß waren, so wie unter denen, die für den Tod des unschuldig gemißhandelten Louis XVI. stimmten; dennoch" zeuge „dieses Mannes ehrenwerthes Benehmen in dieser neueren Krisis [herbeigeführt durch Curées Vorschlag vom 30. April 1804, Napoleon mit dem Titel „Kaiser" zu begrüßen], daß der Eifer für Freiheit, welcher ihn zu solchen Ausschweifungen" verleitet habe, „ächt und aufrichtig" gewesen sei, und daß Carnot „an Charactervestigkeit und Volkssinne den ruhmvollen Patrioten der Vorzeit" geglichen habe, denen nachzustreben er bemüht gewesen sei. (IX, 243.)

Eingehend beschäftigt sich Scott mit dem Verfahren gegen den Herzog von Enghien, den er von dem Verdachte freispricht, im mindesten an dem beabsichtigten Anschlage auf Napoleons Lebens Anteil gehabt zu haben. In der Beschreibung der Hinrichtung, die in dem alten gothischen Schlosse Vincennes stattgefunden hat, heißt es: Die Wendeltreppe, über die der Prinz aus seinem Gefängnis hinabgeführt wurde, „leitete zu einem geheimen Pförtchen, das nach dem Schloßgraben führte, wo ... ein Grab gemacht worden war, neben welchem einige Elitengensd'armes in Reihe und Glied standen. Es war ungefähr sechs Uhr des Morgens und der Tag dämmerte. Da aber noch dichter Nebel auf dem Boden lagerte, so mischten einige Fackeln und Lampen ihr bleiches, verderbenkündendes Licht mit dem Tageslichte, das der Himmel gewährte; ein Umstand, welcher dem unzuverbürgenden Gerüchte Raum gegeben zu haben scheint, daß eine Laterne an den Brustknopf des Opfers bevestigt worden wäre, damit die Schlächter ihr Ziel um so sicherer treffen mögten." (IX, 199.)

Das siebzigste Kapitel enthält eine Charakterskizze Fouchés, Herzogs von Otranto, dem, bei kaum erträglicher Moralität, hohe Talente zugeschrieben

werden (XIII, 136—137); im hundertsiebenten Kapitel wird Wellington gegen den Vorwurf in Schutz genommen, er habe sich von den Franzosen überrumpeln lassen, weil die Nachricht von deren Anrücken ihm in einem Ballsaale zugekommen sei (XVIII, 161); im nächsten wird von Labédoyère gesagt: während einer stürmischen Sitzung im Hause der Pairs habe er „in wüthender Selbstverleugnung dieselbe blinde Anhänglichkeit für Napoleon" gezeigt, „die ihn angetrieben hatte, in Grenoble das Beispiel des Abfalles zu geben". (XVIII, 205—206.)

Was Napoleon betrifft, so wird ihm zugeschrieben, er habe schon beim Verlassen der Insel Elba geäußert, man werde ihn nach St. Helena oder nach St. Lucia bringen. (XIX, 57.) Während der Zeit, da über seine Abdankung beraten wird, ist wiederholt davon die Rede, er könne nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika auswandern. (XVIII, 197—198, 215, 218; XIX, 10—11, 51.)

Wie in anderen Darstellungen der Französischen Revolution, so werden auch hier wiederholt die Vorstädte St. Antoine und St. Marçeau als Wohnsitz der untersten und unruhigsten Volksklasse von Paris genannt. (II, 166. XVII, 19—20. XVIII, 211.) Zu dieser Klasse gehören die Marktweiber, „dames aux halles" genannt, die Grabbe zu Beginn des zweiten Aktes Pierres Gefolgschaft sein läßt. Halb „geschlechtslos durch die männliche Beschaffenheit ihres Gewerbes", so charakterisiert sie Scott, „und ganz männisch an sich selbst durch die Rohheit ihrer Sitten", hätten sie frühzeitig in der Revolution figuriert. Während der Ereignisse des fünften und sechsten Oktobers drangen diese „Mannweiber" oder „Tollhäuslerinnen", wie sie an einer anderen Stelle genannt werden, in die Nationalversammlung ein, die in Versailles tagte, „mischten sich unter die Mitglieder, nahmen Platz auf den Sesseln des Präsidenten und der Secretarien, ließen Speisen und Wein herbeischaffen, tranken, sangen, fluchten, schalten, brüllten, mißhandelten einige der Mitglieder, oder fielen anderen derselben mit ihren ekelhaften Liebkosungen beschwerlich." (I, 253, 258—259.) Dieses wilde und ungebärdige Wesen hat Grabbe nicht übernommen; seine Damen der Halle benehmen sich gesittet, sind munter und zeigen sogar einen Anflug von Bildung. Damit helfen sie, und zwar mit sparsamsten Mitteln, daß jene heitere Tönung, die über den Anfang des Auftritts gebreitet ist, nicht verwischt wird, sondern bis zum Ende bewahrt bleibt, wodurch sich diese Partie des Dramas von allen übrigen abhebt.

Ebenso wie Girtanner, bezeichnet auch Scott die Franzosen als ein „wandelbares Volk" (XVII, 25), und er belegt diese Behauptung mit dem Hinweise darauf, daß (nach der Abdankung Napoleons) die Volksmasse ebenso begeistert für die königliche Sache geschienen habe, als sie wenige Tage zuvor

gegen sie gewesen sei. (XVII, 85.) Demgemäß fehlt es auch hier nicht an einem Hinweise darauf, wie unverbindlich und fragwürdig der Eid geworden war. In der Sitzung der Repräsentantenkammer vom 24. Juni 1804 sollte die Frage der Thronfolge entschieden werden. Als „nun darauf angetragen wurde, dem neuen Kaiser zu schwören, erscholl das Geschrei: ‚Keine Eide! Keine Schwüre!' als ob die Kammer es sich bewußt gewesen wäre, sie hätte sich allzuverschwenderisch mit diesen schlecht eingelösten Pfändern gezeigt, und als ob in derselben ein allgemeiner Widerwillen herrschte, eine neue Bahn zum Meineide zu betreten". (XVIII, 209—210.)

Das hundertste Kapitel ist Elba gewidmet. Darin wird u. a. von einer dreistündigen Audienz erzählt, die Sir Niel Campbell am 16. September 1815 mit dem Verbannten hatte. Dieser, nach dem eigentlichen Zustande Frankreichs befragt, berichtete, „daß alle Erkundigung die er hätte einziehen können, darauf hinaus liefe, daß sowohl Monarch wie Verfassung, Weisheit und Mäßigung zeigten; daß jedoch diejenigen, welche gute Besoldungen verloren hätten, auch die aus der Fremde wiedergekehrten Kriegsgefangenen und ein großer Theil der Armee, die unter Waffen geblieben waren, noch immer an Napoleon hingen. In Antwort darauf, schien Buonaparte die Vestigung des Thrones, so derselbe durch die Marschälle und Generäle gestützt würde, einzuräumen; doch verlachte er den Gedanken, Frankreich den Segen einer freien Verfassung zu gewähren. Er äußerte, der Versuch, in diesem Punkte Großbritannien nachzuahmen, wäre eine Posse, ein Zerrbild". In einer weiteren Unterredung vom 30. Oktober äußerte er unter anderem: Ludwig XVIII. verkenne gänzlich den Charakter der Franzosen, wenn er meine, daß „entweder durch Vernunftgründe, oder durch Ueberredung, oder durch Errichtung einer freien Verfassung", er die Franzosen vermögen könne, „in einen Zustand friedlicher Betriebsamkeit zurück zu sinken". Wieder ein anderes Mal „beschrieb er die Gährung in Frankreich, von der er, wie er sagte, durch den Briefwechsel seiner Garden mit ihren Landsleuten das Nähere erfahren und in sofern den Character eines Gestorbenen verleugnet hätte, daß er deutlich einsähe, wie das gegenwärtige Mißvergnügen mit aller Wuth früherer Revolutionen ausbrechen und seine eigene Wiederauferwekkung heischen würde. ‚Zu solcher Stunde', setzte er hinzu, ‚werden die Monarchen Europa's es bald für nothwendig erachten, zu ihrer eigenen Sicherheit Mich aufzufordern, die Dinge wieder in Ordnung zu bringen.' " (XVII, 153—158.) Bei wiederholten Gelegenheiten brachte er seine Klage über die „Grausamkeit und Härte" vor, „womit man ihn der Gesellschaft seines Weibes und seines Kindes beraube". (XVII, 167.) Er befand sich in finanziellen Schwierigkeiten, zumal ihm die Rente, die ihm vermöge des

Traktates von Fontainebleau zustand, von seiten Frankreichs nicht ausgezahlt wurde. (Was Scott als eine „plumpe Ungerechtigkeit" bezeichnet.) (XVII, 161. 163.)

Nach dem Elba-Kapitel wirft der Autor einen Blick zurück „auf die Wiederherstellung der Bourbons, auf den französischen Thron, im Jahre 1814, als auf eine Begebenheit . . ., welche unter so ungewöhnlichen Umständen Statt fand, daß sie übertriebene Erwartungen von Volksglück erregte; Erwartungen, welche, gleich vorzeitiger und übervoller Blüthe, das Reifen der Frucht verminderte und das Fehlschlagen überspannter Hoffnungen vergrößerte". (XVII, 173—174.)

Was zeigte sich seinem Auge?

Minister des königlichen Haushalts war Graf Blacas d'Aulps, „ein vieljähriger und treuer Begleiter des Königs während dessen Verbannung". (XVII, 185.) „Die Franzosen in dieser Periode könnten in drei unterschiedene und getrennte Partheien getheilt werden, nämlich: in Royalisten, in Liberale jeglicher Schattirung bis zu den Republikanern herab, und in Buonapartisten." (XVII, 196.) Die Royalisten bestanden hauptsächlich aus emigrierten Adeligen und Geistlichen. Jene aber waren durch Krieg und Verbannung an Zahl sehr zusammengeschmolzen und fühlten sich zudem von der königlichen Gunst ausgeschlossen, und was diese betrifft, so waren Religion und Kirche allzusehr in Verfall geraten, als daß ihr Einfluß beträchtlich hätte sein können. „Die Absicht des Königs und der königlichen Familie, die alten Observanzen der römischen Kirche wieder eingeführt zu wissen und für zweckmäßige Erziehungsmittel der künftigen Diener des Altars, so wie für andere dahin gehörende Einrichtungen zu sorgen, erregte bei den Parisern ein Gefühl des Hasses und der Verachtung. Man muß auch gestehen", setzt der Autor hinzu, „daß, obgleich der abstracte Beweggrund dazu trefflich war, es doch wenig Weisheit verrieth, zu versuchen, die Nation zu all den Mummereien pfäffischer Ceremonien zurückzuführen, welche zwar lange Zeit vor der Revolution durch herkömmlichen Gebrauch bestanden, jedoch allen Einfluß auf die öffentliche Stimmung verloren hatten." (XVII, 202.) Nichts aber wirkte auf diese so sehr, als die Furcht, Ludwig möchte in seiner Verehrung für die Religion und deren Diener bestimmt werden, „Pläne zu entwerfen, um der Kirche die Güter wieder zuzuwenden, die durch die Decrete der Nationalversammlung confiscirt worden waren und sich jetzt in den Händen von Eigenthümern befanden, welche mit wachsamer Eifersucht solche einschreitende Maaßregeln erwarteten, die, wie sie fürchteten, Wiedereinziehung ihres Eigenthums herbeiführen mögten". (XVII, 204.)

Die Faktion der Jakobiner oder der patriotischen Partei, wie sie sich nannte, war „klein an Zahl, aber furchtbar durch ihre Verwegenheit, ihre Einigkeit und durch die schaudererregende Erinnerung an ihre ehemalige Macht und vormaligen Grundsätze". Carnot und Fouché, „furchtbare Namen, Revolutionsmänner seit ihrem Jünglingsalter, waren die ostensibeln Führer". (XVII, 206, 209.)

Die Partei der Kaiserlichgesinnten oder Bonapartisten war an sich klein und unwichtig, wenn auch die öffentlichen Beamten, die der König ihrer einträglichen Stellen entsetzt, Höflinge, Prälaten, Agenten, Sekretäre und Kommissäre, deren gegenwärtige Mittel und künftige Hoffnungen vernichtet waren, mißvergnügte Leute wurden, die sehnsüchtig nach der Insel Elba hinüberschauten. Ihre eigentliche, furchtbare Macht lag in der Anhänglichkeit der stehenden Armee. Deren Reihen wurden durch mehr als 150 000 Kriegsgefangene verstärkt, die von dem Verlangen beseelt waren, die Schande ihrer Niederlage und die Beschwerden der Gefangenschaft zu rächen und damit die herrschende Mißstimmung erhöhten. Wohl warb der König um ihre Gunst, mit wirklichem Erfolge jedoch nur bei den höheren Stellen, so daß „die persönliche und unmittelbare Zuneigung der gemeinen Soldaten gegen den Kaiser die Anhänglichkeit seiner Offiziere übertraf".

Die Gründe dafür, daß die Armee es mit Napoleon hielt, waren verschiedener Art. Bei den Soldaten ließ sich nicht voraussetzen, „daß sie die lange Reihe von Siegen, die ihnen unter seinen Fahnen zu Theile ward, die Pensionen, die ihnen in fremden Ländern angewiesen waren, und die ihnen jetzt entzogen wurden, und endlich die ungehinderten Plünderungen, die ihres Kaisers endlose Feldzüge ihnen gestatteten, völlig vergessen hätten[1]. Jetzt dachten sie, der König würde, sobald er es mit Sicherheit thun könnte, ihre Anzahl vermindern, und bildeten sich daher ein, daß ihre Existenz auf dem Spiele stände." Die Verletzung des Ehrgefühls oder vielmehr die „Eitelkeit militärischer Ueberlegenheit und Nationalbedeutung", von Napoleon allen Klassen seiner Untertanen eingeflößt, kam zu diesem selbstsüchtigen Interesse hinzu. Wohl wurde der wachsende Unwille eine Zeitlang durch die

[1] Eine psychologische Deutung der Neigung des Soldaten zum Plündern und Marodieren gibt Ségur im vierten Kapitel des vierten Buches seiner „Histoire de Napoléon": „Aussi Napoléon était-il le plus souvent forcé de fermer les yeux sur un maraudage qu'il défendait vainement: sachant d'ailleurs trop bien tout l'attrait qu'a pour le soldat cette manière de subsister, qu'elle lui fait aimer la guerre qui l'enrichit; qu'elle lui plait par l'autorité que souvent elle lui donne sur des classes supérieures à la sienne; qu'elle a pour lui tout l'attrait de la guerre du pauvre contre le riche; enfin que le plaisir d'être et de prouver qu'on est le plus fort se fait sentir sans cesse." (I, 156.)

Hoffnung niedergehalten, die französische Regierung werde bemüht sein, von all den verlorenen Provinzen wenigstens Belgien wiederzuerlangen, als man jedoch wahrnahm, daß sie sich weder um dieser noch um einer anderen Ursache willen in Kriege einlassen könne oder wolle, da ward das Mißvergnügen in der Armee allgemein, „so daß diese zu jeglichem verzweifelten Unternehmen reif zu seyn schien".

Durch ihre hartnäckige Feindschaft gegen die neue Ordnung taten sich die kaiserlichen Garden hervor. Sie hielten sich für beschimpft, „weil die Hut der Person des Königs einem Corps Hoftruppen anvertraut war, die aus anerkannten Royalisten bestand". Sie verspotteten die „überjährigen Emigranten", die zu Stellen gelangt waren, welche „ihrem Alter und ihrer Körperschwäche übel zusagten". Agenten und Freunde Bonapartes waren am Werke, ihren Haß zu schüren, indem sie ihnen einredeten: „Euere Reihen sind unter das Commando von Gecken gestellt, die weder in der Schlacht einen Degen gezogen, noch sonst wo gedient haben, als in der Emigrantenbande Condé's, oder bei den rebellischen Chouans oder Vendéern." So ward das Mißvergnügen im Heere bald allgemein, „und lange vor dem kühnen Versuche Napoleon's waren seine ehemaligen Kriegerschaaren fast alle darauf vorbereitet, ihm zur Wiedererlangung seiner Macht beizustehen". (XVII, 210—219.)

Im ganzen war das Volk den Republikanern oder Jakobinern nicht geneigt. Dazu war die Erinnerung an die Schrecknisse zu lebhaft, die es unter der Tyrannei politischer Fanatiker erfahren hatte. Ebensowenig kann man es zu den Bonapartisten rechnen, und jene Klasse von Franzosen Gemäßigte oder Konstitutionelle nennen. Zum größten Teile aus Grundeigentümern und überhaupt Leuten von Vermögen und Bildung bestehend, erhoffte sie im allgemeinen Gutes von der Regierung des Königs. „Sein gesunder Verstand, seine Menschenfreundlichkeit, seine Gerechtigkeitsliebe und seine übrigen schätzenswerthen Eigenschaften empfahlen ihn der Achtung der Franzosen, die deshalb meynten, seine Wiedereinsetzung dürfte als Garantie eines dauernden Friedens mit den übrigen Nationen von Europa anzusehen seyn." (XVII, 219—220.)

„Solchergestalt in Partheien zerfallen", so faßt Scott diesen Überblick zusammen, „durch Steuern bedrückt, von jenen namenlosen und geheimnißvollen Verfolgern, Eifersucht und Furcht nämlich, gepeinigt, die die gefährlichsten Ursachen zum Mißvergnügen abgeben, eben weil sie weder gehoben noch widerlegt werden können, war Frankreich mit Brennstoffen angefüllt", so daß es an nichts als an einer Fackel fehlte, um sie in Flammen zu setzen. (XVII, 237.)

Wie bereits früher erwähnt, hat sich Hellmuth Becker in der Regel damit begnügt, für eine bestimmte Stelle des „Napoleon" eine andere in den von ihm durchmusterten Quellenwerken zu verzeichnen. Demgemäß führt er für die Stimmung im französischen Volke und unter den verabschiedeten Soldaten nur Fleury de Chaboulin an. (A. a. O. S. 25.) Zu dieser einen treten, wie die vorliegende Studie zeigt, zwei weitere, die sich in den Werken Henkes und Scotts finden, woraus erhellt, daß man die Fülle der Anregungen, die zu Konzeption und Wachstum des Dramas beigetragen haben, in einem umfassenderen Bereiche suchen muß. Ein Gleiches gilt von zahlreichen anderen Fakten oder Motiven, ob es sich dabei nun um Erscheinung und Gespräch der beiden Emigranten, die Laterne an der Brust des Herzogs von Enghien oder die mißlungene Popularitätshascherei des Herzogs von Berry handelt. Bei derlei Beobachtungen wird es immer wieder deutlich, wie sich das Gelesene bei Grabbe sofort in dramatisches Leben verwandelt. Die Herren von Hauterive und von Villeneuve sind dafür ein gutes Beispiel. Grabbe liest im Venturini, daß die zurückgekehrten Emigranten im Elende keines ihrer alten Vorurteile vergessen, keines der Rechte des Volkes zu ehren gelernt haben (Becker, a. a. O. S. 28) und bei Henke schon plastischer von den „verzerrten Gestalten in alter Hoftracht" (siehe S. 52 dieser Arbeit), und sofort gewinnen diese Worte Gestalt, die er vor seinem geistigen Auge sprechend vor sich sieht.

Das folgende, hundertzweite Kapitel leitet das Wagnis der Hundert Tage ein, das mit Napoleons Abfahrt von Elba, Sonntag, den 26. Februar, seinen Anfang nahm. Die kritische Lage des Landes hatte Lazare Carnot veranlaßt, seine Meinung über öffentliche Angelegenheiten in einem Memorial niederzulegen, das im Dezember 1814 veröffentlicht ward und „zu gleicher Zeit eine Schutzrede für die Jacobinerparthei und einen unmittelbaren Angriff auf die herrschende Dynastie enthielt". (XVII, 240.) Carnot habe sich zwar gestellt, als ob es nur dazu bestimmt gewesen sei, unter seinen vertrauten Freunden zu zirkulieren; dann aber würde es seinen Zweck verfehlt haben. So wurde es denn mit Eifer verbreitet. Von kleinen Karren herab, die über die Boulevards fuhren, wurde es dem Volke angeboten, weil den Buchhändlern und Ladenverkäufern der Vertrieb einer so aufwiegelnden Schrift bei Strafe verboten war. (XVII, 246.)

Inmitten „einer so verwirrten Scene politischer Umtriebe" würde es Fouché unmöglich gewesen sein, einer Einmischung zu entsagen. So legte er denn dem Könige, von ihm in Audienz empfangen, einen Plan vor, in dem er ihm riet, „die Nationalcocarde und die dreifarbige Flagge anzunehmen, und sich in die Stellung eines Chefs der Revolution zu versetzen". Dies war „im

höchsten Grade schlau und listig"; denn er wollte damit den König in eine Lage bringen, in der er sich ausschließlich auf die Männer der Revolution hätte verlassen müssen. (XVII, 248—249.) Um sich aber den Bourbons noch weiterhin zu empfehlen, erließ er an Napoleon eine „merkwürdige Epistel", die mit der Ermahnung endete, er möge den Charakter eines Privatmannes annehmen und sich in die Vereinigten Staaten von Amerika, das Land eines Franklin, Washington und Jefferson, zurückziehen. (XVII, 250—251.)

Das kommende Ereignis schien in der Luft zu liegen, aber diese Ahnung versetzte keineswegs alle Herzen in die gleiche freudige Bewegung. Ein großer Teil des französischen Volkes dachte vorteilhafter von Bonaparte auf Elba als von Napoleon in den Tuilerien, und von der Partei der Jakobiner wurde er gefürchtet und gehaßt, weil sie wußte, „wie wenig Heil sie unter seiner ehernen Herrschaft für den phantastischen Aufbau ihrer reinen Republik oder ihrer republikanischen Monarchie zu hoffen hatte". Jedoch war sie sich darüber klar, daß ihre Macht, Volksaufläufe zu erregen, sich sehr vermindert hatte, daß der Ruf „Es lebe die Republik!" veraltet, daß die Armee für Napoleon war. Sie befand sich „in der Lage einer Diebesbande, die, unvermögend, in ein Haus einzubrechen, ihre Unternehmung von Neuem anfängt, weil sich ein Genoß zu ihr gesellte, der einen Mauerbrecher zur Hand hat". Diese Überlegung brachte die Jakobiner dahin, sich mit den Bonapartisten zu vereinigen, ein Bund, der, begünstigt durch die schwankende Gemütsart des Volkes, allmählich einen Umschwung der öffentlichen Meinung bewirkte. Als der „vorübergehende Enthusiasmus für die Bourbons sich in Gleichgültigkeit und Widerwillen auflösete, begann der allgemeine Abscheu gegen Buonaparte's Ehrbegier und Tyrannei der Erinnerung an seine thätigen, energischen und unternehmenden Eigenschaften Platz zu machen". (XVII, 256—261.)

„Mancherlei Verwickelungen und Zusammenkünfte" wurden nun angestiftet, um Napoleons Anhänger zu rekrutieren. Mittelpunkt der Verschwörung war Paris, jedoch verbreitete sich ihre Verzweigung über ganz Frankreich. Unter der Nachsicht, vielleicht sogar mit Billigung der Polizei, wurde sie immer offener und verwegener. Auch die Hofdamen des ehemaligen Kaisers wurden eifrige Agentinnen in diesen politischen Intrigen; denn sie sahen sich durch den Vorzug adeliger Geburt am Hofe des Königs herabgesetzt. Das Haupt dieser weiblichen Verschworenen war Hortensia Beauharnais. Um auszudrücken, wie sie davon überzeugt seien, daß sich ihre Hoffnung auf eine Rückkehr Napoleons im Frühjahre erfüllen werde, „nahmen die Verschworenen ein Veilchen als Symbolum an und trugen späterhin auf Buonaparten den Namen *Corporal Violette* über. Die Blume und deren Farbe

wurden öffentlich als Partheiauszeichnung getragen, ohne daß der Hof den mindesten Anstoß daran fand, und mancher Royalist that der Gesundheit Buonaparte's unter dem Namen ‚*Corporal Violette*' oder *Jean d'Epée* arglos und unbefangen Bescheid". (XVII, 262—267.)

Am 9. März hatte Marschall Ney eine Audienz beim Könige. Dieser trug ihn an, das Kommando einer Armee zu übernehmen, die bestimmt war, Napoleon bei dessen Marsch auf Paris in die Flanke und in den Rücken zu fallen. Ney nahm diese Anstellung „mit Ausdrücken der anhänglichsten Treue" an und erklärte, er sei entschlossen, „Napoleon gleich einem wilden Thiere in einem eisernen Käfige nach Paris zu bringen". Dieser Versicherung folgte sehr bald ein Tagesbefehl, wonach er die Sache der Bourbons für immer verloren halte, und sein Übertritt zum Kaiser, der ihn mit offenen Armen empfing. Bei Melin trafen die gegnerischen Heere zusammen; die Regimentsmusik des königlichen spielte die Lieder „Vive Henri Quatre", „O Richard, o mon roi", „La belle Gabrielle" und andere Opernarien, die mit der Familie der Bourbons in Verbindung gebracht wurden. Sowie jedoch Napoleon in einem offenen, vierspännigen Wagen erschienen war und inmitten der Reihen stand, die gegen ihn fechten sollten, war auch da kein Halten mehr, und die letzte Armee der Bourbons fiel ab.

Dieses, von ihm vorausgesehene Ereignis bestimmte Ludwig XVIII., von Paris abzureisen, was am 20. März unter den „herzlichen Wünschen derjenigen Bürger geschah, „welche sich nach Frieden und Ruhe sehnten". Mancher unter ihnen seufzte und weinte, bat ihn zu bleiben und erbot sich, seinen „letzten Blutstropfen für ihn zu verspritzen". (XVII, 297—306.)

Karl Elze meint, Scotts Dienst als Freiwilliger habe ihm ein nicht allen Geschichtschreibern innewohnendes Verständnis für militärische und strategische Verhältnisse verliehen, „so daß er durch seine sichere und anschauliche Darstellung der Feldzüge und Schlachten alle nicht-militärischen Lebensbeschreiber Napoleon's übertreffe. (A. a. O. S. 185.) Auf die Schilderung der beiden Schlachten bei Ligny und Waterloo trifft dies gewiß zu. Bei der Schlacht am 16. Juni unterscheidet Scott ihrer zwei: das Haupttreffen habe bei Ligny stattgefunden, das andere bei Quatre-Bras. In jener hätten die Preußen, wie Blücher wahrhaft sage, das Feld verloren, aber nicht ihre Ehre; in dieser die Engländer das hartnäckig verteidigte Feld behauptet. (XVIII, 112, 115.) Dieser Unterscheidung ist Grabbe gefolgt. Jedoch dürften bei Ligny, wie er unterm 4. Februar 1831 an Kettembeil schreibt, noch nicht sämtliche Wasserkünste springen, weil Waterloo blendender sein müsse. (VI, 17.) Noch geht er sparsam mit seinen künstlerischen Mitteln um; die Wirkung zu steigern, sollen sie erst beim Endkampfe voll eingesetzt werden.

Darum wird das andere Treffen zur Meldung eines hervorsprengenden Adjutanten gemacht und mit zwei Sätzen abgetan: „Der Fürst von der Moskwa bittet um Hilfe. Die englische Armee enfiliert mit ihm bei Quatrebras eine Schlacht." (II, 421, 19—21.) In der Darstellung der kriegerischen Ereignisse des achtzehnten Juni ist die Episode der etwa zweihundert hannoverschen Scharfschützen bemerkenswert, die bei tapferer Verteidigung des Pachthofes La Haye Sainte niedergehauen wurden (XVIII, 138), die Vernichtung des größten Teiles der schweren französischen Kavallerie (XVIII, 141) sowie vor allem die Widerlegung einer Lüge, die in Paris höchlich Glauben gefunden habe. Sie sage aus, „daß die vier Bataillone der alten Garde, die letzten, die noch einen Schein von Ordnung beibehielten, einem Aufrufe sich zu ergeben, die Antwort entgegensetzten: ‚Die Garde kann sterben, aber nicht sich ergeben.' Eine andere Ausgabe dieses Mährchens fügt noch hinzu, daß hierauf die Bataillone eine halbe Wendung nach innen machten und ihre Musketen einander in die Brust abschossen, um sich dadurch vor dem Tode durch die Hand der Engländer zu bewahren. Weder die oben angeführte Antwort, noch die vorgegebenene Selbstaufopferung hat die mindeste Wahrheit für sich. Cambronne, dem die Rede in den Mund gelegt ward, gab seinen Degen ab und blieb Gefangener; und dem kriegerischen Benehmen der Alten Garde wird besseres Lob durch die unbestrittene Wahrheit, daß sie bis auf das Aeußerste und mit der ausharrendsten Bravour focht, als dadurch gespendet, daß man ihr einen Regimenterweise verübten Selbstmord auf dem Schlachtfelde andichtet... Ob nun Cambronne die Worte sprach, oder nicht, so verdienen sie doch auf den Denkstein der tapfern Männer jener Garde eingegraben zu werden." (XVIII, 149—150.)

Über Napoleons Verhalten an diesem entscheidenden Tage weiß Scott folgendes zu berichten: „Während des ganzen Treffens behielt Napoleon seine völlige Heiterkeit bei. Er blieb auf den Höhen von *La Belle Alliance*, wo er dem Mitteltreffen ziemlich nahe war und einen vollen Ueberblick des Schlachtfeldes hatte, das sich keine anderthalb englische Meilen in die Länge dehnt. Lange Zeit hindurch drückte er keine Besorgniß wegen des Ausganges der Schlacht aus, beobachtete das Benehmen besonderer Regimenter, und lobte mehrmals die Engländer, von denen er jedoch immer wie von einer sichern Beute sprach. Als er zur letzten Anstrengung seine Garden aufmarschiren ließ, ritt er zu ihnen den halben Dammweg von *La belle Alliance* hinab, um ihnen seine Ermahnung, die, wie es sich ergab, die letzte war, zu ertheilen. Aufmerksam beobachtete er durch ein Fernrohr ihre Bewegungen und hörte nicht auf etliche Adjutanten, die ihm von dem Erscheinen der Preußen Bericht erstatteten. Endlich, als er die angreifenden Colonnen

stolpern und in Verwirrung gerathen sah, wurde sein Angesicht, wie unser Gewährsmann erzählt, bleich, gleich dem eines Todten und er murmelte vor sich hin: ‚Sie verwirren sich!' Dann sagte er zu seiner Umgebung: ‚Für jetzt ist Alles verloren!' und ritt vom Schlachtfelde weg, ohne anzuhalten, noch Erfrischung zu nehmen bis er Charleroi erreichte, wo er einen Augenblick auf einer Wiese anhielt und in ein Zelt trat, das dort zu seiner Bequemlichkeit aufgeschlagen war."

Folgende Anmerkung gibt uns Auskunft darüber, wer der Gewährsmann gewesen ist: „Unser Berichterstatter über diesen Fall" — so lautet sie — „war Lacoste, ein flamländischer Bauer, der gezwungen ward, dem Kaiser zum Führer nach *Belle Alliance* zu dienen, während des ganzen Treffens bei ihm blieb und ihn nach Charleroi begleitete. Er schien ein pfiffiger und nach seiner Art einsichtsvoller Mann zu seyn und erzählte seine Geschichte höchst einfach. Der Autor sah ihn und hörte seine Aussage kurze Zeit nach der Schlacht." (XVIII, 151—152.)

Durch diese Anmerkung allein — so müssen wir annehmen — hat Grabbe von der Existenz und Persönlichkeit des Pächters Lacoste erfahren und von der Rolle, die er während der Entscheidungsschlacht von Waterloo gespielt hat. Es war wenig genug, und doch genügte es, seine Phantasie zu befruchten und zum Keime einer Szene des Dramas zu werden, die Wesentliches aussagt. Sollte er der Rolle genügen, die ihm darin zugedacht war, so konnte er nicht unabgeändert übernommen werden.

In der Geschichte wird er, der Ortskundige, zum unfreiwilligen Führer Napoleons, der um den Fortbestand seiner Herrschaft kämpft. Diese Funktion läßt ihm Grabbe, ebenso wie seinen Namen. Er wird um verschiedenes befragt: wann die Engländer in dieser Gegend angekommen seien, ob sie marode gewesen wären, ob das Haus Belle Alliance Gehöfte und Hecken um sich habe, ob der Geschützdonner, der zu hören ist, von Wavre herkomme? Darüber gibt er knappe und klare Auskunft, und damit erschöpft sich seine Bedeutung für die Handlung des Stücks. Der Dichter verlangt aber mehr von ihm: er soll helfen, die Idee zu verkörpern, die er hineinlegt.

Grabbes Schaffen fällt zwar in diejenige kulturgeschichtliche Epoche, die wir das Biedermeier zu nennen uns gewöhnt haben. Damit ist er jedoch kein Dichter des Biedermeier geworden, vielmehr hat er zu dem Geiste, der es kennzeichnet, stets in schärfster Opposition gestanden. Was er in seiner Zeit vermißte, das war der Ernst, und seine Hoffnung, daß der wiederkehren werde nach der Staatsumwälzung in Frankreich. „Der Ernst wird gelten", schrieb er unterm 12. September 1830 an Kettembeil, „und Ernst habe ich ihnen geboten und biete ihnen denselben wieder an." (V, 350.) Was er

schmerzlich an ihr vermißte, das war aber auch der heroische Zug; denn das Biedermeier war unheroischen Charakters. Darum stellte er ihr in seinen Werken Beispiele heldischer Gesinnung und heldischer Bewährung vor Augen.

Dieser Gegensatz von heroischem und unheroischem Geiste durchzieht auch den „Napoleon". Auf der einen Seite die alte Garde des Kaisers, die Granitkolonne, die preußischen Freiwilligen, auf der andern der Schneidermeister, eine Figur, dem nun der Pächter Lacoste zur Seite gegeben wird.

Auch er nur mit wenigen Strichen gezeichnet. Dieser Mann, zwangsweise an die Front versetzt, hört zum ersten Male in seinem Leben eine Artilleriekanonade, sieht sich zum ersten Male Kugeln ausgesetzt, und das macht ihm Angst. Dies aber ist nicht das Entscheidende, vielmehr: daß er sie zeigt. Er bangt inmitten der Gefahr um das Leben von Weib und Kindern. Das ist eine Regung, die ihm Sympathie gewinnen könnte. Nur nicht bei Cambronne, in dessen Namen schon etwas Soldatisch-Unerbittliches liegt. Der hält es vielmehr mit dem Heineschen Grenadier und wird denken: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!" Ihm geht es allein um den Kaiser und dessen Schicksal. Lacoste bangt aber auch um das eigene Leben, und das wäre gleichfalls verzeihlich, weil es natürlich ist. Daß er aber dieses Gefühl nicht zu unterdrücken oder zu verbergen weiß, das muß ihm die ganze Verachtung des kampfgehärteten Kommandeurs der Granitkolonne eintragen. Denn es läßt dasjenige vermissen, was der Soldat vom Soldaten und vom Manne überhaupt am strengsten fordert: Haltung! Und so stellt denn Cambronne bei seinem Abschiede in scharfer Konturierung die beiden Lebensideale einander gegenüber: Auf der einen Seite der Mensch, der sich damit bescheidet, daß sein Dasein sich nur in einem engumgrenzten Bezirke bewegt, dessen Wünsche nicht darüber hinausreichen, ihn nicht nach den Plätzen drängen, wo die weltgeschichtlichen Entscheidungsschlachten geschlagen werden, dessen Glücksverlangen durch die Freuden und Sorgen in Haus und Familie erfüllt ist; auf der anderen Seite die Bereitschaft, um eines höheren Zieles, um eines Ideales willen sein Leben zum Opfer zu bringen. Und wie um diese Hingabefreudigkeit des heroischen Mannes zu besiegeln, läßt der Dichter diese Szene mit den Worten des stürzenden Gardehoboisten enden: „O, wie süß ist der Tod!"

Eine beträchtlichere Rolle als der Pächter Lacoste hat in jener Epoche Jouve gespielt; allerdings auch eine sehr schreckliche.

Wer war dieser Mann? Aus den zum Teil unsicheren und einander widersprechenden Nachrichten, die über ihn vorliegen, entsteht das folgende Lebensbild:

Sein voller Name war Mathieu Jouve Jourdan, sein späterer Beiname Coupe-tête. Unter solch gewalttätigen und blutgierigen Gestalten, wie sie sich

während jeder Revolution zu Ausschreitungen und Taten der Raserei bereit finden, gehört er an die erste Stelle. Geboren war er 1749 in dem Dorfe St.-Just bei Le Puy-en-Velay, und er wuchs auf, ohne daß seinen angeborenen Trieben der geringste Zwang auferlegt worden wäre; ja, ohne lesen und schreiben zu lernen. Im übrigen liegen seine ersten Schritte ins Leben im Dunkel, und es ist nicht möglich, Sicheres darüber zu erfahren. Wie man annimmt, ist er nacheinander Metzger, Hufschmied, Soldat und Schmuggler gewesen und zu Valence in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Wahrscheinlich suchte er, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, Zuflucht in Paris, wo er während der Jahre 1787 und 1788 unter dem Namen Petit einen Weinhandel betrieb, vielleicht auch in den Ställen des Marschalls de Vaux Beschäftigung fand. Wie es heißt, sei er später in die Dienste des Gouverneurs der Bastille, des Herrn de Launay, getreten. Der Ausbruch der Revolution fand ihn als Schankwirt, ein Beruf, zu dem er sich wegen seiner Neigung zum Trunke vorzüglich eignete.

An den ersten Unruhen der Revolution nahm er tätigen Anteil. Um sich wichtig zu machen und sich den etwas anrüchigen Ruf einer bedeutenden Persönlichkeit zu verschaffen, rühmte er sich fälschlich, dem Gouverneur der Bastille, seinem früheren Dienstherrn, den Kopf abgeschnitten und aus den Leichnamen zweier Männer, namens Foulon und Berthier[1], das Herz herausgerissen zu haben. Es wird auch behauptet, Jourdan habe an den Ausschreitungen des fünften und sechsten Oktobers teilgenommen und dabei zwei Gardes-

---

[1] Über die Angelegenheit Foulons und Berthiers berichtet ausführlich Girtanner II, 111—144. Danach hatte Foulon als Kriegskommissar begonnen, war später königlicher Beamter geworden, hatte sich durch die „unerlaubtesten und ungerechtesten Mittel, ein ungeheures Vermögen zusammengerafft", und sich dadurch den erbitterten Haß der Bevölkerung zugezogen. Girtanner bezeichnet ihn als den Erfinder des Papiergeldes. Berthier, Intendant von Paris, war sein Schwiegersohn. Die „blutigen und ungesetzmäßigen Hinrichtungen" der beiden Männer veranlaßten La Fayette, seinen Posten als Militärkommandant von Paris niederzulegen. — Darüber schreibt Scott in seiner Lebensbeschreibung Napoleons folgendes: „Die zweite bemerkenswerthe Veränderung [in dem Charakter der Pariser Volksmassen durch die Revolution] war, daß die Franzosen, sonst eine der muntersten und gutmüthigsten Nationen, bei der Revolution nicht bloß mit Muthe, sondern mit der rasenden Wuth ungefesselter wilder Thiere erfüllt worden zu seyn schienen. Foulon und Berthier, zwei Individuen, die sie als Feinde des Volkes betrachteten, wurden unter Handlungen der Grausamkeit und der Beschimpfung zum Tode gebracht, die nur an der Richtstätte eines irokesischen Feldlagers Statt finden mögen; und als Nacheiferer ächter Cannibalen fanden sich Menschen, oder vielmehr Ungeheuer unter ihnen, die ihre Opfer nicht nur zerstückelten, sondern deren Herzen fraßen und deren Blut soffen." (I, 216.)

dukorps die Köpfe abgeschnitten, zwei Soldaten, die unter Aufopferung ihres Lebens der Königin Marie Antoinette die Zeit verschafft hatten, aus ihren Gemächern zu entweichen. Alles dies wird jedoch dadurch widerlegt, daß man Jourdan zu der in Frage stehenden Zeit in Avignon als den Leiter eines kleinen Fuhrunternehmens gesehen hat, welches zweifellos bereits seit einigen Monaten existierte.

In Avignon ist es dann aber gewesen, wo Jourdan seine blutige Berühmtheit erlangt hat. Zunächst ließ er sich bei der dortigen Nationalgarde einschreiben und wurde zum Kapitän einer ihrer Kompanien ernannt. Die Vereinigung der Grafschaft Venaissin mit Frankreich hatte diese Gegenden in die heftigste Unruhe versetzt. Während die katholische Partei die Provinz der Herrschaft des Papstes erhalten wollte, sprach sich die revolutionäre mit Leidenschaftlichkeit dafür aus, daß sie an Frankreich falle: ein Gegensatz, der aufs gewalttätigste ausgetragen wurde. Die Partei der sogenannten Patrioten teilte sich ihrerseits, und bei dieser Spaltung schlug sich Jourdan naturgemäß auf die Seite der Radikalen, das heißt der Terroristen. Ein Korps von Freiwilligen wurde gebildet, das den Namen „armée de Vaucluse" erhielt, und Jourdan, ungeachtet seiner Unbildung, der Kommandeur, nachdem der Chevalier Patrix von seinen eigenen Leuten ermordet worden war, weil man ihn des Verrats verdächtigte. Diese Armee von Vaucluse verheerte nun die Grafschaft mit Feuer und Blut, vernichtete die Ernte, steckte Kirchen und Schlösser in Brand und verschonte nicht einmal die Hütten der Armen. Im Verlaufe des weiterhin mit all seinen Schrecknissen wütenden Bürgerkrieges kam es dahin, daß sich ein Teil der Bevölkerung von Avignon, der nicht zu Jourdan und dessen Anhängern stand, am 16. Oktober 1791 empörte, sich des Sekretärs des Gemeinderates und Geschäftsführers der herrschenden Partei bemächtigte und ihn umbrachte. Dies war für Jourdan das Signal für ein fürchterliches Blutbad. Er drang mit seiner Bande in die Gefängnisse des Palais ein und ließ die Insassen ergreifen und töten, nicht nur die am Vorabend Verhafteten, sondern auch die, deren Festnahme um Monate zurücklag. Die Leichname, 61 an der Zahl, wurden in eine Schlucht geworfen, die La Glaçière hieß. Diese Schandtat, die unter dem Namen „massacre de la glaçière d'Avignon" eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat[1], hatte einen Haftbefehl der gesetzgebenden Versammlung zur Folge, die mit Entrüstung

[1] „Ich fürchte nichts als die Anarchie; ich werfe einen Blick auf die Eisgrube von Avignon, und schaudre!" Dies sagte Vincent-Marie Viénot, comte de Vaublanc in seiner Rede vor der Nationalversammlung vom 22. Februar 1792. (Wielands achter Aufsatz über die Französische Revolution: „Das Versprechen der Sicherheit, Freyheit und Gleichheit", geschrieben am 2. April 1792. A.a.O. S. 245.)

von seinen Greueltaten gehört hatte. Jourdan versuchte zwar zu fliehen, wurde aber, als er zu Pferde einen Fluß überqueren wollte, von einem jungen Manne festgenommen und ging nur deshalb straflos aus, weil seine Verbrechen unter die Amnestie vom März 1792 fielen. 1793 versuchte er, in Marseille ein ähnliches Schreckensregiment zu errichten wie in Avignon, jedoch war es von kurzer Dauer. Nachdem er zeitweise Kommandeur der Gendarmerie in den beiden Departements Vaucluse und Bouches-du-Rhône gewesen war, hielt er es für an der Zeit, nach Paris zurückzukehren. Dort wurde er Mitglied des Jakobinerklubs. Sein Hochmut und seine Grausamkeit kannten auch hier keine Grenzen, aber auch diesen Ausschweifungen war ein Ziel gesetzt. Die Anzeige des Vertreters von Vaucluse bewirkte seine Verhaftung, und Jourdan wurde dem Revolutionstribunal vorgeführt. Er erschien dort, die Brust geschmückt mit einem riesigen Porträt Marats, was aber weder seine Verurteilung noch seine Hinrichtung verhindern konnte. Am 27. März 1794 wurde er für schuldig befunden, an einer Verschwörung teilgenommen zu haben, die darauf ausgegangen sei, die Republik durch Unmoral zu zerstören. Das Urteil ist noch am selben Tage vollstreckt worden.

In der Tat, so schließt der anonyme Verfasser der Lebensskizze in Michauds „Biographie universelle ancienne et moderne" seinen Artikel, sei Jourdan einer der sittenlosesten Menschen seiner Zeit gewesen; unwissend, wüst und trunksüchtig. Ständig habe er einen Vorrat an Wein neben seinem Bette stehen gehabt. Er war klein, aber stämmig, und das Gesicht gezeichnet von bacchischer Leidenschaft; eine der dunkelsten und abstoßendsten Gestalten dieser bedrückenden und blutigen Epoche[1].

Seine Kenntnis über Jourdan konnte Grabbe drei der von ihm entliehenen Werken entnehmen. Das hauptsächlichste sind Girtanners „Historische Nachrichten". Dort erscheint Jourdans Name zum ersten Male in Band 2 bei der Schilderung der Ereignisse des 5. und 6. Oktobers 1789:

„Die Gardes du Korps wurden von dem wüthenden Pöbel überall verfolgt und ermordet, und ein Ungeheuer, mit einem langen Barte und einer hohen Mütze, hackte den Leichnamen, ehe sie noch ganz todt waren, die Köpfe ab, welche nachher der Pöbel auf Stangen steckte, und im Triumphe in Versailles herum trug. Die Mörder tanzten auf den nackten Leichnamen, sie tauchten ihre Hände in das noch warme Blut, sie bestrichen sich damit das Angesicht, und sangen und jauchzten. Die enthaupteten Leichname zweier Gardes du Korps wurden weggetragen, in eine Ecke nebeneinander gelegt, und mit Stroh zugedeckt. Von Zeit zu Zeit kamen Männer und Weiber, welche das

[1] Didot-Hoefer, a. a. O. XXVII, 58—59. Michaud, a. a. O. XXI, 242—243.

Stroh wegnahmen, mit wüthender Freude die Leichname der Ermordeten betrachteten, und ihnen Fauststöße und Fußtritte gaben[a]. Endlich kamen auch zwei Offizire der Pariser Bürgermiliz. Sie drängten sich durch den Haufen, und verlangten, daß man das Stroh wegnehmen, und ihnen die Leichname zeigen sollte. Dabei riefen sie aus: ‚Wie! sind dann ihrer nicht mehr als zwei! Dies ist lange nicht hinreichend; wir müssen das Herz der Königinn haben!' Der Kopfabhauer gieng herum. Er zeigte sein blutiges Beil, und seine mit Blut bespritzten Arme und Kleider; und wenn er einen Garde du Korps antraf, so drohte er mit dem Beile, daß er ihm den Kopf abhacken wolle[a]. Die Mörder rühmten sich ihrer Mordthaten, und Einer von ihnen sagte ganz laut: ‚Ich habe schon einen Garde du Korps umgebracht, und ich hoffe ihrer noch mehrere umzubringen.'[b] ...

Jetzt reiste die königliche Familie von Versailles ab. Waren die des Morgens vorgefallenen Auftritte schon schrecklich gewesen, so war es nun die Reise nach Paris noch weit mehr. Der Zug gieng langsam fort, und dauerte sechs volle Stunden. Voran giengen die gefangenen Gardes du Korps, ein Haufe von Banditen, und ein Theil der Parisermiliz. Weiber, mit Bändern und Baumzweigen, welche sie in der königlichen Orangerie abgerissen hatten, in der Hand, umgaben den Wagen, in welchem die königliche Familie saß. Vor dem Wagen her wurden, auf Stangen gesteckt, die abgehackten Köpfe der ermordeten Gardes du Korps getragen, und zwischen denen, die sie trugen, gieng der große Kerl, mit einer hohen Mütze und einem langen Barte. Von Zeit zu Zeit kehrte er das noch blutige Beil, welches er auf seiner Schulter trug, dem Volke zu, und rief dabei aus: ‚Seht! Seht hieher! Dies ist die wahre Nationalkokarde!'[a] Um die Köpfe und um diesen Kerl herum tanzten Weiber in Gruppen, mit wildem Freudengeschrei. Nach den Wagen folgte der übrige Theil der Miliz, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele." (S. 450—451; 468—469.)

Eine andere Stelle findet sich S. 456—457. Ein Hr. Delamotte soll vom Pöbel ermordet werden. Zwei Parteien streiten sich darüber; die eine will ihn hängen, die andere köpfen. Jede Parthei blieb hartnäckig auf ihrer

---

[a] Témoin 346.

[a] A quelques pas de là M. *de Blaire* a rencontré un homme, qui avoit une grande barbe, portant une hache, on [falsch für où] un couperet ensanglanté: ses habits l'étoient pareillement. Il a fait au Déposant un signe très expressiv, pour lui faire entendre, qu'il étoit très disposé à lui couper la tète. *Témoin* 171.

[b] J'ai déjà tué un Garde du Roi, et je compte encore en tuer d'autres. *Témoin 20.*

[a] Praefixa contis capita gestabantur, inter signa cohortium, juxta Aquilam legionis, certatim ostentantibus cruentas manus, qui occiderant, qui interfuerant, qui vere, qui falso, ut pulchrum et memorabile facinus jactabant. — *Tacitus* Histor. lib. 1.

Meinung; keine wollte der andern nachgeben. Endlich trat einer von ihnen hervor, und schlug ein Mittel vor, sie zu vereinigen: ‚Wir wollen' rief er ‚diesen Sch . . . nach Paris führen, und ihn dort, auf dem Greveplatze, an die Laterne hängen.' ‚Nein! Nein!' schrieen sie alle, ‚so lange wollen wir nicht warten! jetzt gleich, auf der Stelle, müssen wir die Hände in seinem Blute baden!' Das Ungeheuer mit dem langen Barte kam herbei, und erwartete, mit aufgehobenem Beile, den Befehl, dem Unglücklichen das Leben zu rauben. Nun drängen sich aber zwei Grenadiere der Miliz durch den Haufen, und entreißen den feigen Mördern auch dieses Schlachtopfer[a].

Ausführlichere Angaben bringt der fünfte Band:

„Der Anführer dieser Räuberbande war Patrix, ein Irländer von Geburt. Dieser wurde, einige Tage nachher, von seiner eigenen Armee todt geschossen . . . Statt des hingerichteten Generals, wählte nunmehr die Armee dieser sogenannten Patrioten, einen General, welcher ihrer in aller Rücksicht würdig war; sie wählte zu ihrem Anführer Jourdan, den Kopfabhauer, dessen, am sechsten Oktober zu Versailles begangene Greuelthaten, oben erzählt worden sind.

Dieser Kerl heißt eigentlich Jouve. Er ist der Sohn des Weinschenken eines Dorfes in der Nachbarschaft von Puy-en-Velay. Er lernte das Handwerk eines Hufschmiedes und heirathete in seinem achtzehnten Jahre. Bald nachher verließ er sein Weib und seine Kinder, und verband sich an der Savoyischen Grenze, mit einer Bande von Schleichhändlern. Er zeichnete sich unter seinen Mitbrüdern dadurch aus, daß er mehrere Mauthbediente tödtete. Endlich wurde er gefangen, nach den Gefängnissen zu Valence gebracht, und verurtheilt lebendig gerädert zu werden. Er floh aus dem Gefängnisse. Nun irrte er, eine Zeit lang, unter dem angenommenen Nahmen Jourdan umher. Dann kam er nach Paris, trieb daselbst das Schmiedehandwerk, und ernährte sich daneben von dem Schleichhandel. Als am 14 Julius 1789 die Revolution ausbrach, da war er vorzüglich thätig. Er half die Mauthhäuser verbrennen, die unglücklichen Foulon und Berthier hinrichten, und am sechsten Oktober hackte er den ermordeten Gardes du Korps die Köpfe ab. Nachher wurde Paris ruhig. Jourdan begab sich nach Avignon, zeichnete sich unter der patriotischen Räuberarmee vorzüglich aus; und, da er von Paris eine sehr beträchtliche Summe Geldes mitbrachte, so gelang es ihm, sich Anhänger zu verschaffen. Nachdem der General Patrix von seinen eigenen Leuten todt geschossen worden war, weil sie ihn im Verdacht hatten, daß er allzu menschlich sey; da wurde Jourdan zum General erwählt;

[a] Forfeit du 6. Octobre T. 2. p. 291.

ein Ungeheuer, welches ein so ehrenvoller Verdacht nicht treffen konnte. Sobald Jourdan gewählt war, fiel er über den blutenden Leichnam seines Vorgängers Patrix; hackte ihm die Finger ab; steckte dieselben, einen nach dem andern, in den Mund; schmatzte damit, als wenn er Tobak rauche; gieng, in dieser Stellung, in dem ganzen Räuberlager umher; und suchte seinen zerlumpten, patriotischen Mitbrüdern, hiedurch zu beweisen, daß er der ihm übertragenen Stelle würdig sey." (S. 219—221.)

In der ersten Szene des dritten Aufzugs läßt Grabbe seinen Jouve sagen, nachdem dieser den Schneidermeister totgeschlagen hat: „Wer ein guter Patriot ist, folgt mir nach! Hacket dem verräterischen Schneider die Finger ab und steckt sie in den Mund als Zigarren der Nation!" (II, 381), wobei das Wort „Patrioten" in dem besonderen Sinne von „Revolutionär" oder „Republikaner" gebraucht ist. Dazu schreibt er unterm 2. Oktober 1830 an Kettembeil: „Worte: ‚Die Finger abgehackt, in den Mund damit als Zigarren der Nation' dürfen Dir nicht auffallen, denn sie fielen wirklich." (V, 351.) Dabei wird Grabbe die soeben angeführte Stelle gemeint haben.

Auch im nächsten Bande bleiben der Bürgerkrieg in Avignon und die Rolle, welche Jourdan darin gespielt hat, Gegenstände der Darstellung. Um Frieden zu stiften, hat man von Paris Kommissarien in die Stadt gesandt, und die „unglücklichen Einwohner der verheerten Grafschaften Avignon und Venaissin erwarteten" nun, daß dies gelingen werde. „Sie hofften, strenge und unpartheiische Richter in denselben zu finden, welche die Urheber der verübten Verbrechen nach Verdienst bestrafen würden. Der Anblick eines gänzlich verheerten und zu Grunde gerichteten schönen Landes, die Thränen der Einwohner, zerstörte und geplünderte Häuser würden, so hoffte man, das Mitleid der Vermittler rege machen, und gegen die Urheber so schändlicher Frevelthaten einen gerechten Unwillen in ihrer Seele erwecken." Darin sahen sie sich getäuscht, zumal sie es sehr bald erleben mußten, daß einer der zu ihnen gesandten Vermittler, Verninac de St. Maur, mit Jourdan gemeinsame Sache machte.

Eine Tages versammelten die Kommissarien die Einwohner Avignons in deren Hauptkirche und schlugen ihnen vor, „daß sie sich endlich über ihre Vereinigung mit Frankreich bestimmt erklären möchten". Sobald sie die Kirche verlassen hatten, „stieg der General Jourdan Kopfabhauer auf die Kanzel, und erklärte: daß Diejenigen, welche für den Papst, und gegen die Vereinigung mit Frankreich, stimmen würden, sogleich sollten in die unterirrdischen Todtengrüfte der Kirche hinabgeworfen werden. Es war dieses keine leere Drohung, denn die Grüfte waren, zum großen Schrecken der Einwohner, kurz vorher eröffnet worden, und standen offen, um die

Anhänger ihres rechtmäßigen Oberherren, des Papstes, zu verschlingen". Neue Gewalttätigkeiten Jourdans und seiner „Räuberbande" folgten; er brach in das Zeughaus der Stadt ein, bemächtigte sich der Waffen und ließ vor dem Eingange zwei mit Kartätschen geladene Kanonen auffahren. Dies veranlaßte die beiden Kommissarien Mulot und Lescène des Maisons, sich dorthin zu begeben und dem General Jourdan vorzustellen, daß er sich durch sein Betragen die Rache Frankreichs zuziehen werde. Jourdan antwortete „mit groben und beleidigenden Worten, und sandte die Kommissarien nach Hause". Am 10. September 1791 erschienen die Kommissarien Verninac de St. Maur und Lescène des Maisons vor der konstituierenden Nationalversammlung, um von ihrer Reise Bericht zu erstatten. Jener sprach zuerst. „Er behauptete: die Revolution, welche eine Armee von Räubern und Landläufern zu Avignon und in der Grafschaft Venaissin bewirkt hatte, sey eine natürliche Folge der Französischen Revolution. ‚Jourdan', sagte er, ‚ist ein grober Mann, mehr gefühlvoll als strenge. Seinen Muth verdankt er seiner Kaltblütigkeit, und er spricht wie das gemeine Volk spricht. Aus Politik übergaben ihm die Anführer das Kommando. Sie wollten einen Mann dazu, welcher tapfer wäre; welcher ihren Befehlen gehorchte; hinter welchen sie sich verstecken könnten, falls die Sachen einen übeln Ausgang nehmen sollten; und welcher, in den Augen des Gesetzes, für Alles dasjenige verantwortlich seyn müßte, was sie selbst befohlen haben würden."

Die Beratungen wurden an den folgenden Tagen fortgesetzt; am 12. September sprach Abbé Maury und sagte dabei unter anderm:

„Außerdem ist jetzt der ganze Bürgerrath von Avignon im Gefängnisse; die Stadt ist in den Händen der Räuber, unter den Befehlen des Generals Jourdan Kopfabhauer. Diesem haben die Herren Vermittler die größte Achtung bewiesen. Wenn ich diese Menschen Räuber nenne, so gebe ich ihnen diesen Titel, weil sie selbst sich denselben gegeben haben; denn sie tragen, am Hute, statt der Kokarde, ein Papier, worauf geschrieben steht: *Tapfere Räuber der Armee der Abtheilung von Vaucluse. ...*" (S. 253—264.)[1]

Diese Berichte werden durch zwei spätere ergänzt. Der eine findet sich im „Revolutions-Almanach von 1800" auf den S. 161—173 mit folgender Überschrift: „Einige, noch unbekannte Details, von einer der ersten Greuel-Geschichten der französischen Revolution, nähmlich, dem Eiskeller zu Avignon, dem Jourdan-Kopfabhacker ꝛc. (Aus dem Französischen eines Augenzeugen, des Herrn von Dampmartin, Obersten der Dragoner von

[1] Fernere Erwähnungen Jourdans: V, 223—225; VII, 145—147; VIII, 431—432; XI, 451.

Lothringen.)" In diesem Beitrage wird das von Jourdan veranlaßte Blutbad breit ausgemalt, wobei auf einige „Häupter der Demagogen, welche *Avignon,* und das ganze *Comitat,* durch ihre Ränke und Bubenstücke, zu einem Schauplatz des Jammers und der Gewaltthätigkeit gemacht hatten", einige charakterisierende Lichter fallen. (S. 161.) Davon interessiert hier das, was über Jourdan gesagt wird:

„Jourdan's Kostum, wie ihn Herr von *Dampmartin* zu *Avignon* zu Gesicht bekam, bestand in der Nationalgarde-Uniform, mit Obersten-Epauletten, einem ungeheuern Säbel, zwey Sattelpistolen im Gurt, und vielen Pufferten[1], die aus den Weste-Taschen ragten. Da es aber eine ausgemachte Wahrheit bleibt, daß derjenige, welcher Parade mit einem fürchterlichen Aussehn macht, im Herzen die größte Memme ist, so geschah es auch, daß *Jourdan,* auf seiner Flucht, von einem jungen Menschen, Namens *Ligone,* arretirt wurde, der ihn, ohne sich an sein Bramarbas-Air und viele Pistolen zu kehren, bloß mit einem Säbel bewaffnet, mitten im Fluß, die Sorgue, anfiel, beym Kragen packte, und gefangen nahm. *Jourdan* war von niedriger Herkunft, stark von Körper, plump von Geist, heftig von Karakter, und besaß einen zügellosen Hang zum Trinken und zu den Frauenzimmern. Doch war sein Herz im Laster nicht verhärtet, und alle menschliche Empfindung in ihm noch nicht erstickt. Mehr als ein Mahl sah man ihn die Hand den Unglücklichen reichen, und über seine Greuelthaten seufzen; dann bedurfte es der starken Getränke, um sein jähzorniges Temperament wieder anzufeuern. Die *Barmherzigkeits-Tasse,* ein großer Humpen voll Kaffe, Zucker und Branntewein, krönte seine Orgien, und betäubte seine Gewissensbisse. Alsdann kannte seine Wuth keine Grenzen. Eigentlich war er nur die Puppe der rechten Obern, deren Anzahl sich auf sechs belief . . ." (S. 172—173.)

Die andere Ergänzung liefert Walter Scott im fünften Kapitel seiner Lebensbeschreibung Napoleons, und zwar bei der Schilderung der Vorgänge während des fünften und sechsten Oktobers.

„Die Leibwache" — so liest man dort —, „die an dem Orte versammelt war, den man *oeil de bouef*[2] nannte, versuchte, sich dort zu vertheidigen; allein einige von ihr, die nicht an den Ort zu gelangen im Stande waren, wurden in den Hofraum hinunter geschleppt, wo ein Verworfener, den ein langer Bart auszeichnete, mit einem breiten blutigen Beile im Arm und eine Art von Wappenrock, den er trug, aus eigenem Antriebe aus Geschmack und Vorliebe das Amt eines Nachrichters übernommen hatte. Die Sonderbarkeit

---

[1] Kleinen Taschenpistolen.

[2] Dazu die Anmerkung: „Runder Ausbau eines Hauses; Dachfenster etc."

in des Bösewichts Costüm, die blutdürstige Gier, womit er sich seines Amtes entledigte, und das dumpfe Geheul, durch welches er von Zeit zu Zeit neue Opfer heischte, gaben ihm das Ansehen eines Dämons, den die Hölle ausgespieen hatte, die Schändlichkeit und den Gräuel der Scene zu vergrößern."

Zu dieser Stelle gibt der Autor folgende Anmerkung:

„Des Mißgeschaffenen eigentlicher Name war Jourdain, nachher *Coupe-tête* genannt, der sich bei'm Blutbade von Avignon auszeichnete. Er verdiente seinen Unterhalt, daß er den Malern als Academiemodell saß, zu welchem Ende er seinen langen Bart pflegte. In den Aussagen vor dem *châtelet* (dem großen Criminalgerichtshofe zu Paris) hieß er *l'homme à la barbe* — der Mann mit dem Barte — ein Epitheton, wodurch in irgend einer uralten Legende ein Wehrwolf oder ein Poltergeist bezeichnet wird."

Danach heißt es noch: „Zweien von der Leibwache war schon der Kopf abgehauen worden, und der Mann mit dem Barte schrie und tobte, um auch die beiden Anderen, die man ergriffen hatte, abzuthun, als La Fayette, von seinem Lager aufgesprungen, an der Spitze einer Grenadierabtheilung ... anlangte." (S. 265—267.)

Dies also sind die drei uns bekannten Quellen, aus denen Grabbe seine Vorstellung von dem „Kopfabhacker von Versailles und Avignon" gewinnen konnte. Stellen wir nun das Zeugnis des Obersten von Dampmartin neben das Urteil des anonymen Verfassers der Lebensskizze im Michaud, Jourdan sei einer der unmoralischsten Menschen jener trüben Epoche gewesen, so müssen wir doch stutzig werden und uns fragen, ob Jourdans Charakter wirklich auf solch einen einfachen Nenner gebracht werden darf. Daß er Gewissensbisse haben konnte, spricht dagegen. Doch gehört diese Frage vor ein anderes Forum; wir haben es hier nur mit der zu tun: was Grabbe aus dem ihm dargebotenen Rohstoffe gemacht hat.

Ebenso wie die Persönlichkeit des Pächters Lacoste, mußte Grabbe auch die des Generals Jourdan wesentlich verändern, wenn sie für sein Drama brauchbar sein sollte. Denn einmal versetzt er ihn in eine andere Zeit, und zweitens macht er ihn zum Träger von Ideen, die er (nach seinen Worten) über das Werk ausschüttet. Er läßt ihm seine Vergangenheit, damit Gewalttätigkeit und den Hang zur Grausamkeit. Von Jourdans zahlreichen Berufen behält er den Schmied bei und gibt ihm statt des Beiles den Schmiedehammer in die Hand. Dieser Hammer aber ist kein bloßes Werkzeug und Wahrzeichen eines Berufes mehr; er hat eine höhere Bedeutung gewonnen. Denn dieser Hammer ist es, mit dem Jouve alles Kleine und Erbärmliche, alles Feige und Tatenscheue zerschlägt und vernichtet, alles, was ihm auf seinem Wege entgegensteht. Zuerst den Schneidermeister, der sich nicht entscheidet,

wo es eine Entscheidung gilt; der sich einer Gefahr nicht aussetzt, sondern nur darüber schwatzt; der ebenso wie der Pächter Lacoste zu den unheroischen Gestalten des Dramas gehört. Jouve dagegen rückt damit in die Reihe derer, die sich zur Tat bekennen, die ein Ziel haben; ein Ideal, wenn man so will. Damit mußte dem Jouve der Geschichte, dem General Jourdan, eine Eigenschaft genommen werden, die sich einem bei der Lektüre der Quellen aufdrängt: die Primitivität. Dieser Jourdan steht zwar auf seiten der äußersten Linken, ist ein Feind des Bestehenden, ist Terrorist und zuletzt Mitglied des Jakobinerklubs, man gewinnt jedoch nicht den Eindruck, daß er mit dem, was er tut, irgendeinen höheren Zweck verfolgt. Vielmehr, daß er mordet um des Mordens willen, aus Lust am Töten, aus Gier nach Blute, aus Triebhaftigkeit. Nichts deutet darauf hin, daß er ein bewußter Revolutionär oder Republikaner gewesen sei; nach dem Obersten Dampmartin war er vielmehr „plumpen Geistes".

Grabbes Jouve dagegen ist kein solch primitiver Mensch und kein gewöhnlicher Mörder, vielmehr auf eine höhere Bewußtseinsstufe gehoben. Er ist bewußter Revolutionär; er hat ein Ziel, um dessentwillen er vernichtet. Für ihn ist die Revolution noch nicht beendet. Wohl hat er sich — so muß man annehmen — mit der Herrschaft der (erträglicheren) Bourbonen abgefunden, vielleicht im Verborgenen einer Pariser Vorstadt ein kleines Dasein geführt. Nun aber der verbannte Kaiser noch einmal auf dem Schauplatz erscheint, um, wie Jouve überzeugt ist, eine neue Diktatur aufzurichten, da ist auch er zur Stelle, um, wenn möglich, die alten Pläne der Republikaner doch noch zu verwirklichen, um dem Proletariate zur Herrschaft zu verhelfen. Denn nach wie vor ist es sein Glaube: „Die Jakobinermützen überdauern am Ende doch alles." Aber er ist klug; zunächst wartet er ab. Erst will er zusehn, wie weit der zurückkehrende Kaiser kommt, ob es ihm überhaupt gelingen wird, die Macht noch einmal an sich zu reißen. Napoleon, ein Träumer, wie er selbst; nur daß Jouves Traum früher zerstiebt; nicht erst nach hundert Tagen.

Jouve weiß genau, daß Napoleons Wagnis nur dann gelingt, wenn die Armee hinter ihn tritt; daß er mit deren Haltung steht und fällt. Darum legt er sich bei seinem zweiten Auftreten (in der folgenden Szene) auf die Lauer. Er will feststellen ob der Geist der neuen wie aus dem Boden gestampften Armee der alte ist, wie zu der Zeit, da der Kaiser mit ihr seine Schlachten gewann. Und er ist der alte. Das sieht Jouve mit einem Blicke, und er verzichtet. „Weg meine Träume — Es lebe der Kaiser!" In diesen Worten drückt sich seine Wandlungsfähigkeit aus; es ist wohl die einzige Gestalt der Tragödie, die sich wandelt, und die wächst. Er wird Realist; das

Träumen überläßt er anderen: „... lassen Sie die Herren den Himmel betrachten, — wir kommen auf der Erde desto weiter." Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß man ein bestimmtes Ziel nur dann erreichen kann, wenn die Zeit dafür reif geworden ist. So paßt er sich an, und zum äußeren Zeichen dieser Bereitwilligkeit dient der modisch-elegante Frack — eine Wendung voll geheimer Ironie.

Sie leitet zum dritten Auftreten Jouves hinüber, der großartigen Szene auf dem Pariser Marsfelde. Dort erlebt Jouve zweierlei, ein Großes und ein Kleines, was ihm aber nun für immer die Hoffnung benimmt, jemals mit seinen Plänen durchzudringen. Das große Erlebnis ist die Wankelmütigkeit des französischen Volkes und der Menschen überhaupt, die heute einem Herrscher zujubeln, morgen einem andern und übermorgen wieder dem ersten; die heute bedenkenlos einen Eid auf eine Verfassung schwören, um vielleicht schon binnen Jahresfrist das eine zu vergessen und das andere umzustoßen. Zeigte sich seine geistige Gehobenheit schon in der ironischen Überlegenheit, mit der er die Vorgänge, deren Zeuge er ist, glossiert, so kann er im Umgange mit der Dame beinahe geistreich werden, zum mindesten schlagfertig und witzig. Und das, was ihn dabei abstößt und den Rest seines Glaubens an die Menschen zunichte macht, das ist die Bereitwilligkeit dieser „ehebrecherischen Kokette", ihm gefällig zu sein. Damit wird der Jouve Grabbes zum Moralisten, was man ja auch dem einen oder anderen Führer der Französischen Revolution nachsagt. Unter dem vernichtenden Eindruck solcher Erfahrungen bricht er in eine unsägliche Menschenverachtung aus. Damit aber sind auch all seine revolutionären Aspirationen verflogen. Warum sollte er sich für solch ein Ziel noch einsetzen? Dies „elende, der Verwesung entgegentaumelnde Gewimmel, wie dieser Haufen", ist es nicht wert.

Daß Jouve mit diesem elementaren Ausbruche grenzenloser Menschenverachtung — und Verzweiflung, mit dem er abgeht und für immer aus dem Drama verschwindet, zum Träger von Grabbes eigener Überzeugung und Gesinnung gemacht ist, leidet keinen Zweifel. Immermann hat uns das Geständnis des Dichters überliefert, daß er die „Hundert Tage" „ohne Glauben, ohne Liebe und ohne Hoffnung, in kalter Lebensverachtung" geschrieben habe[1]. Und wie Grabbe, der anfangs auch die Juli-Revolution freudig begrüßt hatte, zu der Zeit über Revolutionen dachte, da der „Napoleon" im Werden war, das bezeugen seine Briefstellen. Unterm 15. Januar 1831 schreibt er u. a. an Wolfgang Menzel: „Alle Staatsrevolutionen helfen aber

[1] Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen. Hrsg. von Alfred Bergmann. Stuttgart 1968. S. 148.

doch nichts, wenn nicht auch jede Person sich selbst revolutioniert, i.[d] e.[st] w a h r gegen sich und andere wird. Darin steckt alle Tugend, alles Genie. Ist das toll von mir gedacht?" (VI, 14.) Mit dieser Erkenntnis, daß Glück und Heil für die Menschheit von politischen Umwälzungen, wie man sie damals erlebte, auch nicht zu erwarten seien, hatte sich Grabbe innerlich von der Revolution losgesagt. Sie bekundet sich im Briefe an Kettembeil vom 20. Juli 1831, in dem es heißt: „Ich bin sehr liberal, aber das jetzige Revolutionsrasen ist weiter nichts als ein notwendiges Übel, welches die Menschheit durch Leiden dahin führen wird, daß jeder einsieht, es gibt nur ein Glück, und das ist

sich selbst zu reformieren und klug genug zu sein, um völlig edel zu sein.

Dann finden sich Staats- und Familien-Verhältnisse von selbst.

Dieses ist nicht sentimental gemeint, aber mein bewegtes Leben hat mich dahin geführt." (VI, 25.)

Anzuführen ist hier endlich noch eine Stelle aus dem am 17. Juli 1831 entstandenen Gedicht „Friedrich der Rothbart", das mit dem Bekenntnis schließt:

„Doch nie sind Gott und Mensch und Welt des Glückes werth,
So lang Keiner sich selbst bekehrt!" (IV, 349, 39 f.)

In dieser Erkenntnis stimmt Grabbe nicht nur, wie wir gesehen haben, mit Christoph Martin Wieland überein, sondern auch mit Schiller. Dessen Abhandlung „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen" war denen des älteren Dichters vorausgegangen, und was er darin als Ergebnis seiner Betrachtung und Beurteilung der Französischen Revolution lehrte, war dies: daß einer Reform des Gemeinwesens, wenn sie erfolgreich sein solle, die innere Wandlung des einzelnen Individuums vorausgehen müsse. Wolle sich der Mensch von der physischen Notwendigkeit zur sittlichen, vom Naturstaate zum Vernunftstaate erheben, so gebe es nur einen Weg: die Veredelung des Charakters, der aber auf keine andere Weise als durch eine ästhetische Erziehung erreicht werden könne. Demgemäß heißt es im siebenten Briefe: jeder Versuch einer Staatsveränderung müsse „so lange für unzeitig und jede darauf gegründete Hoffnung so lange für schimärisch" erklärt werden, bis die Natur des Menschen vollständig genug entwickelt sei, „um selbst die Künstlerin zu sein und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen", und zu Beginn des neunten: „Alle Verbesserung im Politischen soll von Veredelung des Charakters ausgehen."

Grabbe hat auf seinen Jouve nicht nur etwas von solchen Lebenserfahrungen übertragen, er hat in ihm zudem etwas von seinem eigenen Schicksale

gestaltet. Auch er hatte seine dichterische Laufbahn als Revolutionär begonnen. Er war mit seinem Erstling, dem „Herzog Theodor von Gothland", gegen alte Götter und alte Ordnungen Sturm gelaufen. Er hatte sich berufen gefühlt, zum Reformator des deutschen Theaters zu werden, es mit einem neuen Geiste zu erfüllen und damit eine schönere, glücklichere Zeit heraufzuführen, und er hatte dabei vor Härte nicht zurückschrecken wollen. „Laßt Euch in Gottesnamen auslachen", hatte er dem Schauspieler Eduard Jerrmann leidenschaftlich zugerufen, „und seid stolz darauf, ja werdet nur immer hartnäckiger mit jedem Gelächter! Je brutaler es ist, desto starrer, desto eisenköpfiger werdet Ihr; laßt nicht nach, gebt das Stück morgen wieder, gebt's übermorgen noch einmal, allen Lachern zum Trotze, und so fort . . ."[1] Er hatte dem deutschen Publikum vertraut, daß es aufnehmen werde, was er ihm immer und immer wieder darbot, ohne freilich bereit zu sein, ihm mit populärerer Schreibweise entgegenzukommen. Gleiches Vertrauen hatte er den Leitern der deutschen Bühnen entgegengebracht, über die er klagte, daß sie es an solchem Entgegenkommen gegen die Poeten fehlen ließen. (VI, 14.) Alles war vergeblich gewesen. Schon im August 1830 findet er, daß das jetzige Theater nichts tauge (V, 348), und übers Jahr redet er verächtlich von dessen „hölzernem Lumpenkrame". (VI, 33.) Sein dichterisches Schaffen ist ihm verleidet; er hat „viel Praktisches" im Kopfe. (VI, 25.)

Nur weil dem so ist, weil wir in den Schicksalen und Erlebnissen Jouves etwas von Grabbes eigenen Schicksalen und Enttäuschungen wiederfinden, konnte es diesem gelingen, den „Kopfabhauer von Versailles und Avignon", einen der widerwärtigsten Akteure im Drama der Französischen Revolution, zu einer der erregendsten, eigentümlichsten und ausgeprägtesten Gestalten umzuschaffen, die wir seiner dichterischen Schöpferkraft verdanken.

---

[1] „Grabbe in Berichten seiner Zeitgenossen", S. 33.

PERSONENVERZEICHNIS[1]

Alexander I. Pawlowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen 15, 49
Alexander, Lakai 27
Angoulême, Louis Antoine de Bourbon, Herzog von 52, 75
—, dessen Gemahlin Marie Thérèse Charlotte, Tochter Ludwigs XVI. 14, 15, 16, 24, 52, 53, 74—75
Artois, Graf von: siehe Karl X. Philipp, König von Frankreich
Augereau, Pierre François Charles, Herzog von Castiglione, Marschall von Frankreich 12

Bärmann, Georg Nicolaus 71
Bailly, Jean Sylvain 23, 28
Becker, Hellmuth 11, 16, 17, 54, 69, 81
— Ch. D. Grabbes Drama „Napoleon oder die hundert Tage" 11
Bergk, Johann Adam 10
Bergmann, Alfred 18, 97
Bernadotte, Jean Baptiste, Fürst von Pontecorvo, 1818 als Karl XIV. Johann König von Schweden und Norwegen 13, 72
Berry, Charles Ferdinand, Herzog von 52, 81
Berthier de Sauvigny, Intendant von Paris 87
Berthier, Alexandre, Herzog von Neuchâtel und Valangin, Fürst von Wagram 45
Bertrand, Henri Gratien, Graf 13, 68
Blacas d'Aulps, Pierre Louis 14, 58 bis 59, 78
Blaire, de 90
Blesson, Johann Ludwig Urbain 19
Blondel, der Sage nach Spielmann im Dienste des Königs Richard Löwenherz 45
Blücher, Gebhard Leberecht, Fürst von Wahlstatt 56, 83
Bonaparte, Joseph 59, 60
Bonaparte, Louis 59
—, dessen Gemahlin Hortense Beauharnais: siehe unter Hortense
Bonaparte, Lucian (Lucien), Fürst von Canino 59, 73
Bonaparte, Marie Pauline: siehe unter Leclerc
Bonin, Mitglied der Kommission der Einundzwanzig und des Sicherheitsausschusses 34
Bourmont, Louis Auguste Victor de Chaisnes, Graf von, Marschall von Frankreich 54, 55—56
Bourrienne, Louis Antoine Fauvelet de 31
— Mémoires sur Napoléon, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration 20, 56—63
Bran, Friedrich Alexander, Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts 10, 11
Brandes, Ernst, Politische Betrachtungen über die französische Revolution 22
Brandt, Heinrich von, Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit 19

[1] Die Namen der Verleger sind unberücksichtigt geblieben.

Buchholz, Friedrich 21, 33, 37, 74
— Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution 33—35
Büchner, Georg 17
— Dantons Tod 17
Bülow, Friedrich Wilhelm, Freiherr von, Graf von Dennewitz 69
Buffon, George Louis Leclerc, Graf von 22
Burke, Edmund, Reflections on the Revolution in France 22

Cadoudal, Georges 61
Cambronne, Pierre Jacques Étienne, Graf von 84, 86
Campbell, Sir Niel (oder Neil) 77
Carion: siehe Carrion
Carnot, Lazare Nicolas Marguerite, Graf 16, 25, 51, 75, 79, 81
Carrier, Jean Baptiste 34—35
Carrion, Marie-Henri-François-Élisabeth, marquis de Nisas 53
Cartouche, Louis Dominique 26
Chambray, Georges marquis de 45, 60
— Napoleons Feldzug in Rußland 1812 19, 49—50
Clouet, Oberst 54
Collot d'Herbois, Jean Marie 35
Condé, Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von 80
Curée, Jean François, Comte de La Bédissière 75

D'Ambray, Charles Henry, Vicomte 58
Damiens, Robert François 26
Dampmartin, Oberst 93, 94, 96
Danton, Georges Jacques 14, 17, 30
Dautancourt, Hauptmann 58
Desmoulins, Camille 14, 22—23, 30
Delamotte 90
Dubois d'Angers, Redner auf dem Maifelde am 1. Juni 1815 53

Elster, Ernst 70
Elze, Karl 83
— Sir Walter Scott 71

Enghien, Louis Antoine Henri de Bourbon, Herzog von 12, 13, 55, 58, 62, 73, 75, 81

Fleury de Chaboulon, Pierre Alexandre Édouard, Mémoires pour servir à l'histoire du retour et du règne de Napoléon en 1815 10, 11, 81
Fouché, Joseph, Herzog von Otranto 16, 25, 51, 75—76, 79, 81—82
Foullon (Foulon), Joseph François 87
Franklin, Benjamin 82
Franz I., Kaiser von Österreich 15, 45
—, dessen Tochter Marie Luise, Gemahlin Napoleons 77
— —, deren Sohn Franz Joseph Karl, König von Rom, später Herzog von Reichstadt 77
Frensdorff, Ferdinand 30
Friedrich II., der Große, König von Preußen 9

Gagern, Hans Christoph Ernst Freiherr von, Mein Antheil an der Politik 18, 20
Gérard, Étienne Maurice Graf, Marschall von Frankreich 54
Girtanner, Christoph 37, 41, 50, 53, 74, 76, 87
— Almanach der Revolutions-Charactere für das Jahr 1794 20, 37
— Historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution 20, 21—35, 36, 89—93
Göschen, Georg Joachim 39
Goethe, Johann Wolfgang 70
Gourgaud, Gaspard, baron de 19, 73
— Examen critique 46
Grabbe, Adolph Henrich 10
Grillparzer, Franz 10
Grimm, Jakob 48
Grimm, Wilhelm 48
Grisebach, Eduard 69

Haacke Wilmont 33
Harrel, Gewährsmann Bourriennes 58
Hebbel, Friedrich 10

Heine, Heinrich, Die Grenadiere 86
— Reisebilder 70
Heinrich VI., deutscher Kaiser 45
Heinrich IV., König von Frankreich 25, 83
Hemart, Präsident des Separat-Tribunals im Prozesse gegen Cadoudal, Pichegru und andere 61
Henke, Adolph Christian Heinrich 50
— Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1813 19, 50
— Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1814 19, 50
— Darstellung des Feldzuges der Verbündeten gegen Napoleon im Jahr 1815 19, 50—54, 74, 81
Hérault de Séchelles, Jean Marie 14
Hoefer, Ferdinand 37, 46, 49, 57, 89
Hortense (Hortensia), Eugenie Beauharnais, Gemahlin Louis Bonapartes, Ex-Königs von Holland 73, 82

Immermann, Karl 97

Jefferson, Thomas 82
Jerrmann, Eduard 99
Jourdan, Mathieu Jouve 16, 25, 53, 65, 66, 86—99
Jouve: siehe Jourdan
Jullian, Pierre Louis Pascal de 20, 54

Karl X. Philipp, König von Frankreich (Graf von Artois) 7, 52
Karl Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen 8
Kettembeil, Georg Ferdinand 8, 10, 39, 49, 83, 85, 92, 98
Kottenkamp, Franz 48
Kurrelmeyer, Wilhelm 39

Labédoyère, Charles Angélique Huchet, Graf von 51, 76
Lacoste, Jean-Baptiste 66—69, 85—86, 95, 96
La Fayette, Marie Joseph Paul Roch Yves Gilbert Motier, marquis de 23, 24, 33, 87, 95
Lally-Tollendal, Trophime Gérard, marquis de 22
Lannes, Jean, Herzog von Montebello 8, 45
Las Cases, Emmanuel Augustin Dieudonné, Graf von, Mémorial de Ste.-Hélène 10, 11, 19, 72, 73
Launey (Launay), Bernard René Jourdan, genannt de 87
Lax, Louis 11
Leclerc, Charles Emmanuel L. d'Ostin 61
—, dessen Gattin Pauline, geb. Bonaparte 61
Lelbach, Karl, Napoleon in der Auffassung und in den Versuchen künstlerischer Gestaltung im Drama bei Grillparzer, Grabbe und Hebbel 10
Leopold V., Herzog von Österreich 45
Lescène des Maisons, Jacques 93
Ligne, Karl Joseph, Fürst von, Mémoires et mélanges historiques et littéraires 20, 37
Ligone, der Jourdan gefangen nimmt 94
Linné, Karl von 22
Livius, Titus 46
Lobau, Georges Mouton, Graf von 69
Louis Philipp (L. XIX.), König der Franzosen (Herzog von Orléans) 52
Ludwig XVI. August, König von Frankreich 15. 21, 23, 24, 28, 29, 30, 32, 35, 36, 38, 74, 75, 90
—, dessen Gemahlin Marie Antoinette 15, 24, 32, 36, 74, 88, 90
—, dessen Tochter Marie Thérèse Charlotte: siehe unter Angoulême
—, dessen Sohn Karl Ludwig (Ludwig XVII.) 24, 75
Ludwig XVIII. Stanislaus Xaver, König von Frankreich 13, 14—15, 51, 52, 77, 78, 79, 80, 81—82, 83
Lyvet (Nivet oder Nyvet), Sainctin 26

Mackintosh, Sir John 31
Maillard, Stanislas 28, 29
Malten, Heinrich Mueller, Bibliothek der Neuesten Weltkunde 69

Marat, Jean Paul 30, 89
Marmont, Auguste Frédéric Louis Viesse de, Herzog von Ragusa, Marschall von Frankreich 12
Maury, Jean Siffrein 93
Menzel, Wolfgang 7, 39, 97
Michaud, Louis Gabriel 57, 89, 95
Mignet, Auguste François Marie, Geschichte der französischen Revolution 20, 36—37
Mirabeau, Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von 16, 39
Montholon, Charles Tristan de, Graf von Lee 19
Moore, John, Journal during a residence in France 22
Moreau, Jean Victor 13, 61
Mulot oder Mullot, François-Valentin 93
Murat, Joachim, König von Neapel 13

Necker, Jacques 22, 37, 40
—, dessen Tochter Anne Louise Germaine: siehe Staël, Anne Louise Germaine, geb. Necker
Ney, Michel, Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Marschall von Frankreich 47, 51—52, 55—56, 58—59, 83, 84
—, dessen Gattin Aglaé Louise Auguié des Lascans 58
Nieten, Otto 10, 11
— Chr. D. Grabbe. Sein Leben und seine Werke 10
Nivet: siehe Lyvet
Nyvet: siehe Lyvet

Orléans, Ludwig Philipp Joseph, Herzog von 29, 36
Orléans, Herzog von: siehe Louis Philipp, König der Franzosen

Patrix, Kommandeur der Armee von Vaucluse 88, 91, 92
Pelet, Jean Jacques Germain 64
— Feldzug des Kaisers Napoleon in Deutschland im Jahre 1809 19, 42 bis 45
Peltier, Jean Gabriel 31
Pétion, Jérôme 22
Pichegru, Charles 13, 61
Pitt, William, der Jüngere 34

Ravaillac, François 26
Richard I. Löwenherz, König von England 44—45, 83
Robespierre, Maximilien 11, 14, 16, 33—34, 75
Rousseau, Jean Jacques 36, 63
— Du contrat social 33—34

Saint-Priest, Alexis Guignard, Graf 39
Saladin, Sultan von Ägypten und Syrien 45
Sanders, Daniel 48
Santerre, Antoine Joseph 27
Schiller, Friedrich, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen 98
Schreiner, Carl Georg 8
Scott, Sir Walter, The life of Napoleon Bonaparte, Emperor of the French 69—85, 87, 94—95
Ségur, Philippe Paul, Graf von 45
— Histoire de Napoléon de la grande armée pendant l'année 1812 19, 45—50
Sejanus, Aelius 62
Soult, Nicolas Jean de Dieu, Herzog von Dalmatien 54
Staël, Anne Louise Germaine, baronne de, geb. Necker, Considérations sur les principaux événemens de la révolution française 20, 37, 39—41
Steinmann, Friedrich 8
Stern, Alfred 39

Tacitus, Publius Cornelius, Historiae 32
Talleyrand-Périgord, Charles Maurice, Prince de, Fürst von Benevent 59, 60
Theobald, Joseph Apollinar Honorat von 19
Thibaudeau, Antoine-Claire 51
Thukydides 46

Vaux, Noël de Jourda, comte de, Marschall von Frankreich 87
Venturini, Karl, Chronik des neunzehnten Jahrhunderts 10, 11, 52, 53, 81
Viénot, Vincent-Marie, comte de Vaublanc 88
Viëtor, Karl 17
Villemarest, Charles Maxime Cathérinet de 56
Villontreys, Eskadronchef 54
Verninac de Saint-Maur, Raymond 92, 93
Vitet, Ludovic, Scènes historiques 9
Voltaire, François Marie Arouet de 36, 39

Washington, George 82
Wegele, Franx Xaver von 35
Well, Charles 71
Wellington, Arthur Wellesley, erster Duke of 66, 71, 72, 76
Wieland, Christoph Martin 98
— Aufsätze über die Französische Revolution 20, 37—39, 88
— Geschichte des Philosophen Danischmende (Fortsetzung des „Goldnen Spiegels") 39
— Der Goldne Spiegel 38, 39
Woltmann, Karl Ludwig von, Geschichte von Frankreich 20, 35—36
—, dessen Gattin Karoline, geb. Stosch 35

Ziegler, Karl 41

Werke Grabbes
Aschenbrödel 69
Kaiser Friedrich Barbarossa 63
Friedrich der Rothbart 39, 98
Kaiser Heinrich der Sechste 8, 63—64
Die Hohenstaufen 8, 63
Marius und Sulla 8
Herzog Theodor von Gothland 8, 99

18754

Lr 1266036

Dr 1010160 Rü